ALLENSTEINER HEIMATBRIEF

Jubiläumsausgabe Sommer 2023

Verein zur Förderung der Städtepartnerschaft Gelsenkirchen – Olsztyn/Allenstein

Vor 70 Jahren übernahm die Stadt Gelsenkirchen die Patenschaft für die Stadt Allenstein in Ostpreußen, die inzwischen Olsztyn heißt und das Verwaltungszentrum der polnischen Woiwodschaft Ermland-Masuren ist. Diese Patenschaft führte im Jahre 1992 zu einer Partnerschaft zwischen den beiden Städten.

Um die partnerschaftlichen Beziehungen weiter zu vertiefen, soll ein Förderverein gegründet werden. Neben Projekten auf kommunaler Ebene sollen auch Begegnungen zwischen deutschen und polnischen Jugendlichen gefördert werden.

Wer dem Förderverein beitreten möchte, melde sich bitte mit Namen und Anschrift bei der

Stadtgemeinschaft Allenstein,
Vattmannstr. 11
45879 Gelsenkirchen

oder stadtallenstein@t-online.de

ALLENSTEINER HEIMATBRIEF

1948 Nr. 275 2023

Inhalt

Zum Geleit	2
Arzt auf verlorenem Posten	4
Vorwort	4
Torschlusspanik	6
Die Russen kommen	10
Eine Etage höher	22
Die Polen kommen	27
Polnisches Leben	35
Die Verhaftung	42
Im Gefängnis	50
Heimkehr und Abreise	57
Aus unserer Allensteiner Familie	64
Wir gratulieren	64
Wir gedenken	65
Wir danken unseren Spendern	66
An unsere Mitglieder	69
Antrag auf Mitgliedschaft im Förderverein	70
Verein zur Förderung der Städtepartnerschaft Gelsenkirchen-Allenstein/Olsztyn	71
Impressum	75

Titelbild:	Schloss Allenstein
	Aquarell von Melania Olędzka
Vordere Innenseite	Flyer für den Förderverein
Hintere Innenseite:	Der Prusse
	Holzfigur, aus Allenstein mitgebracht von Werner Samjeske
Rückseite:	Der Schlossturm
	Foto: J. Thielsch

STADTGEMEINSCHAFT ALLENSTEIN

Liebe Allensteinerinnen und Allensteiner,
liebe Freunde unserer Heimatstadt,

nach 75 Jahren verabschiedet sich der Allensteiner Heimatbrief von den Mitgliedern der Stadtgemeinschaft mit dieser Jubiläumsausgabe.
Für die 275. Ausgabe haben wir den Bericht von Dr. Paul Mollenhauer ausgewählt, in dem er vor 70 Jahren niedergeschrieben hat, was ihm in den zwanzig Monaten unter der Herrschaft von Russen und Polen in Allenstein widerfahren ist. Es ist nicht möglich, seinen Bericht hier in vollem Umfang abzudrucken, zumal er vieles enthält, was in erster Linie der persönlichen Erinnerung diente und für die eigene Familie bestimmt ist. Aber mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers sei nachstehend alles das veröffentlicht, was für die Dokumentation unseres Ostpreußenschicksals bei Kriegsende von allgemeinem Wert ist und insbesondere deshalb interessiert, weil es ein zeitloses Zeugnis dafür ist, dass im Gegensatz zu vielen Maulhelden ein Mann seine Pflicht bis zum Äußersten erfüllte, der von solchen zwölf Jahre hindurch geschmäht und geächtet wurde. So wirkt diese ohne besonderes Ressentiment geschriebene, sachliche Schilderung auf uns erschütternd und erhebend zugleich wie jener in den ersten Nachkriegsjahren weit bekannt gewordene Bericht eines anderen ostpreußischen Arztes, der unter dem Titel „Ich sah Königsberg sterben“ und dem Pseudonym Hans Deichelmann erschienen, leider aber schon lange vergriffen ist. Beide sind ein Hohelied auf die Treue zur Heimat und zu der vom Schicksal gestellten Aufgabe. Beide Verfasser, der leider so früh von uns gegangene Professor Schubert wie der zu neuen, fernen Ufern gezogene Dr. Mollenhauer haben wie nur wenige von uns eine grausam harte Probe bestanden und verdienen es, von unseren Kindern und Kindeskindern als klassische Beispiele jener Haltung zitiert zu werden, von der es bei Plato heißt: „Wo sich jemand in der Meinung hinstellt, dass es so am besten sei, oder wo jemand von seiner Obrigkeit hingestellt wird, da muss er – wie mir scheint – auch dann verbleiben, wenn es für ihn gefahrvoll wird.“

Ihr

Gottfried Hufenbach

Arzt auf verlorenem Posten

Von Paul Mollenhauer

Das ehemalige Dorotheenhaus unterhalb des Schlosses

Vorwort

Als die Russen im Januar 1945 die Stadt Allenstein in Ostpreußen besetzten, war ich 61 Jahre alt und absolvierte gerade mein 25. Dienstjahr als leitender Arzt der „Orthopädischen Heilanstalt Dorotheenhaus“. Das Haus gehörte dem „Deutschen Roten Kreuz“. Der örtliche Verwaltungschef war der Oberbürgermeister der Stadt, der als Würdenträger des DRK zu diesem Zweck eine besondere Uniform trug. Als er am 21. Januar 1945 durch Lautsprecher bekanntgab, dass die Stadt wegen des Eindringens der Russen geräumt werden dürfe, glaubte er sich damit auch seiner Pflicht als Verwaltungschef des „Dorotheenhauses“ enthoben zu haben, ohne Rücksicht darauf, was aus den 40 Kindern, die dort noch lagen, und den Rote-Kreuz-Schwestern, die sie betreuten, werden würde.

Es war eine Aufgabe der Verwaltung und nicht eine ärztliche Aufgabe, die Kinder rechtzeitig aus der Stadt in Sicherheit zu bringen. Da aber die Verwaltung versagte, glaubte ich an ihre Stelle treten zu müssen und wollte versuchen, die

Kinder zu retten. Das war der Grund, weshalb ich nicht mit meinem bereit stehenden Wagen sofort die Stadt verließ wie der Oberbürgermeister. Weshalb es erst fünf Monate später gelang, die Kinder nach Deutschland zu bringen, und was alles passierte, bis meine Frau und ich im August 1946 mit den letzten Deutschen, jetzt nicht mehr aus Allenstein, sondern aus Olsztyn, ausgewiesen wurden, ist das Thema dieses Berichtes.

In dieser Zeit ging Allenstein zugrunde mit all den Schrecken, die mit einem solch gewaltsamen Untergang verbunden sind. Auf ihren Ruinen stand dann die Wiege Olsztyns. Tod und Geburt sind immer schmerzensreiche Ereignisse. Auch dieses Kind wurde mit Schmerzen geboren und sah, wie die meisten Säuglinge, bei der Geburt nicht sehr schön aus. Seine Wiege war ein Trümmerfeld. Man kann sagen, ein von den Russen zu diesem Zweck mit ABSICHT-geschaffenes Trümmerfeld, denn die Stadt war, als die Russen sie besetzt hatten, völlig unzerstört. Sie wurde von den Siegern nachträglich vernichtet, bevor die Polen kamen und aus Allenstein Olsztyn wurde.

Da von dem alten Allenstein nur die Randsiedlungen und einzelne Häuser der Innenstadt stehen geblieben waren, bekam die Stadt nicht nur einen anderen Namen, sie bekam auch ein völlig anderes Gesicht. Sie war in kurzer Zeit wieder voller Menschen, aber es waren nicht Allensteiner, auch nicht Olsztyner, es waren lauter Fremdlinge, die einander nicht kannten. Diese bildeten keine Stadtgemeinschaft, auch keine Volksgemeinschaft, weil es lauter Einzelgänger waren, die sich weder untereinander noch der Regierung trauten, die über sie von den Russen eingesetzt wurde. Selbst die wenigen Kommunisten unter ihnen erfüllte immer noch so viel polnischer Nationalstolz, dass sie die Männer verachteten, die sich zu russischen Werkzeugen hergaben.

Diese Menschen hatten eine andere Sprache, sie hatten eine andere Lebensart und andere Gewohnheiten. Hatte früher Wohlstand geherrscht, so herrschten jetzt Armut und Elend. In Buden und Trümmerhütten wurden nur die allernotwendigsten Sachen und Lebensmittel gegen Karten verkauft. Der schwarze Markt blühte, und um ihn herum wucherte das Gesindel, das sich später auch in Deutschland so unrühmlich breit machte.

Es war also kein kräftiges und gesundes Kind, das in der Wiege lag. Ich stand als ärztlicher Beobachter an dieser Wiege Olsztyns, wie ich an dem Sterbebett Allensteins gestanden hatte. Was ich dabei erlebt und gesehen habe – und nur das – steht wahrheitsgetreu in den folgenden Aufzeichnungen.

Sydney, Australien, Weihnachten 1953 Dr. Paul Mollenhauer

Torschlusspanik

Am Sonntagmittag, dem 21. Januar 1945, war die Herrschaft des „Tausendjährigen Reiches“ in Allenstein, Ostpreußen, nahe dem Ende.
Lautsprecher verkündeten, dass die Stadt geräumt werden dürfte. Es wäre kein Anlass zur Panik, sondern das wäre nur eine strategische Maßnahme zur besseren und umso sicheren Besiegung des Feindes. Die Einwohner sollten in aller Ruhe ihre Koffer packen und mit Namensschildern versehen vor die Haustür stellen. Im Laufe des Nachmittags würden Lastwagen die Koffer abholen und zum Bahnhof bringen. Es wären genügend Züge bereitgestellt, um die über 40.000 Einwohner der Stadt in Sicherheit zu bringen.
Wäre diese Bekanntgabe drei Tage früher erfolgt, dann wären tausende Menschen vor einem elenden Tode bewahrt worden, und allen wäre die schreckliche Leidenszeit erspart worden, die nun folgte. Es wäre auch ein großer Teil der unermesslichen Werte gerettet worden, die in Allenstein und Umgebung als Besitz des Staates und von Zivilpersonen gestapelt waren.
Der Räumungsbefehl kam ja nicht als Überraschung. Jeder Mensch wusste in Allenstein seit Wochen, dass es zu Ende ging. Manche hatten, trotz des strengen Verbotes, die Stadt heimlich verlassen. Schon zwei Wochen vorher hatte ich mehrfach die Medizinal-Abteilung der Regierung dringend ersucht, die von mir geleitete „Orthopädische Heilanstalt Dorotheenhaus“ zu evakuieren. Die Obermedizinalräte Dr. Gisbertz und Dr. Kempe wussten genau so wie ich, dass der Krieg verloren und Allenstein nicht zu retten war, aber sie durften ohne Genehmigung des Gauleiters keine Entscheidung treffen.
Am Freitag, dem 19. Januar, verhandelte ich noch einmal mit Dr. Kempe. Er hatte ein Herz für Kinder, daher hoffte ich, mit seiner Hilfe vielleicht doch noch die Insassen meiner Klinik zu retten. Ich schilderte ihm die Schwierigkeit, ca. 50 Kinder, die größtenteils an Knochen- und Gelenktuberkulose litten und in großen Gipsverbänden lagen, im Notfall plötzlich abtransportieren zu müssen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass dann wahrscheinlich die Brücken über die Weichsel gesprengt sein würden und keine Boote oder Flöße zur Verfügung stehen würden. Was würde aber aus den Kindern werden, wenn die Russen kämen? – Er antwortete immer wieder, dass der strenge Befehl vorläge, wonach niemand die Stadt verlassen dürfe, und man könne doch nicht so viele Kinder unbemerkt aus der Stadt schaffen. Es könnte eine Panik dadurch in der Stadt entstehen, und die SS würde sofort eingreifen und mich verhaften. Ich sah ein, dass er recht hatte. Nach langer Verhandlung willigte er aber doch ein, wegen der Evakuierung des „Dorotheenhauses“ in Königsberg bei „höherer Stelle“ anzurufen.
Am nächsten Tag, 24 Stunden vor dem Räumungsbefehl, kam die Antwort: „Jeder, der an Evakuierung denkt, kommt in das Konzentrationslager!“ Zur selben Zeit flogen am 20. Januar russische Tiefflieger über der Stadt und schossen ungestört mit Maschinengewehren auf die Bevölkerung.

Sonntag, der 21. Januar 1945, war ein klarer, sonniger Wintertag mit ca. 10 Grad Frost. Zum Abend sank die Temperatur auf minus 18 Grad. Ich war vormittags in die Klinik gegangen, um Eltern, die zu Besuch kommen würden, – soweit möglich – ihre Kinder mitzugeben. Wir hatten alles für die Abfahrt vorbereitet. In besonders angefertigten Kisten waren Verbandszeug, Medikamente, Wäsche, Kleider, chirurgische Instrumente und Lebensmittelkonserven verpackt. Jedes Kind hatte eine Papptafel um den Hals gehängt bekommen mit Namen und Heimatadresse. Wir waren also bereit, als mittags die Sirenen die Aufforderung zur Räumung verkündeten.
Ich versammelte das ganze Personal im Operationssaal und sagte, es könnte jeder, der es wolle, auf eigene Verantwortung fliehen. Wir anderen würden versuchen, mit den Kindern zusammen fortzukommen. Außer dem Werkstattmeister und seiner Frau versuchten nur eine Schwester und eine Helferin, sich selbstständig zu machen. Die beiden letzteren schlossen sich am nächsten Tag deutschen Soldaten an, wurden von den Russen aufgegriffen und mit ihnen am Bahndamm erschossen. Die Helferin war nicht lebensgefährlich getroffen. Sie stellte sich tot und konnte sich am Abend zu uns gesellen. Sie ist später geheilt nach Deutschland entkommen.
Im Dorotheenhaus begann nun ein reges Leben. Die Kinder wurden in Winterkleider gehüllt und nebeneinander im Turnsaal auf den Boden gelegt. Ich ging nach Hause, um mit meiner Frau unsere Sachen zu packen. Dazwischen verhandelte ich mit der Regierung und dem Oberbürgermeister telefonisch über den Abtransport der Kinder. Es waren noch ca. 40 kranke Kinder, einige Erwachsene und 10 Schwestern und sonstiges Personal in der Klinik. Ich bekam sehr ausweichende und unbestimmte Antworten. Die Herren selber aber hatten ihre Autos mit genügend Brennstoff zur Flucht bereitstehen. Bei ihnen war auch zuerst die Panikstimmung ausgebrochen, weil sie mehr als andere fürchten mussten, den Russen in die Hände zu fallen. Meine Bitte, für die Kinder einen Waggon von der Polizei reservieren zu lassen, wurde als unerfüllbar erklärt. Nun bat ich, die Kinder, die alle gehunfähig waren und in großen Gipsverbänden steckten (die andern hatte ich in den letzten Tagen alle entlassen), wenigstens mit Lastwagen zur Bahn zu fahren. Tatsächlich sammelten bereits große Wagen das vor den Haustüren gestapelte Gepäck der Einwohner und türmten es auf dem Platz vor dem Bahnhof auf. Ich ging dann mehrfach zur Bahn, um die Lage zu studieren, denn wir konnten bei dem starken Frost die Kinder nicht unbestimmte Zeit auf den Bahnsteigen lagern. Dort hatte sich eine große Menschenmenge eingefunden, und einige, zum Teil betrunkene, SA-Männer bemühten sich, zu einem bereitstehenden Zug zunächst nur Frauen und Kinder zuzulassen. Man sah herzerschütternde Szenen, wenn Männer von ihren Frauen und Kindern gerissen wurden. Es wurde langsam dunkel, und ich hatte noch immer keine Zusage für einen Lastwagen für die Kinder. Der Abtransport des Gepäcks schien wichtiger. Es war wohl auch niemand mehr da, der etwas anordnen konnte. Inzwischen waren etwa drei völlig überfüllte Züge, die nur aus ungeheizten Güterwagen bestanden, abgelassen worden, in denen es ganz ausgeschlossen gewesen wäre, mit den Kindern unterzukommen. Um 6

Uhr, als es schon ganz dunkel war, verhandelte ich wieder mit der Bahnhofskommandantur. Niemand wusste, ob und wann ein weiterer Zug abgehen würde, ich sollte mich an ein SA-Kommando wenden, das die Befehlsgewalt und das Zimmer des Stationsleiters besetzt hätte. Dort fand ich ca. acht völlig betrunkene SA-Männer. Soweit überhaupt mit ihnen zu verhandeln war, erklärten sie, sie wüssten nicht, wie sie selbst wegkommen würden. Zunächst müssten die Lazarettinsassen abtransportiert werden. Hier war also nichts zu erreichen. Aber ein SA-Mann, den ich von früher als Krankenpfleger kannte, kam auf meine Bitte mit mir in meine Wohnung, um von dort noch einmal den Oberbürgermeister betreffs eines Lastwagens anzurufen. Es war vergeblich. Die Lastwagen hatten sich selbstständig gemacht und vollgepackt mit Menschen und Gepäck auf die Flucht begeben. Vom Bahnhof aber strömten schon viele Leute zurück, weil sie es für aussichtslos hielten, zu entkommen.
Jetzt blieb nur eins übrig: wir mussten selbst die Kinder zur Bahn schaffen. Meine Frau und ich nahmen zwei Rodelschlitten und einen Handwagen von unserm Haus, luden unsere Koffer auf und zogen damit zu dem im Zentrum der Stadt gelegenen Dorotheenhaus. Unterwegs trafen wir viele verwundete Soldaten, die sich mühselig, zum Teil auf Krücken, von den Lazaretten zum Bahnhof schleppten. Als wir zum Marktplatz kamen, fuhren gerade ca. 30, mit deutschen Soldaten besetzte Personenwagen auf. Ich versuchte sie zu bestimmen, die Kinder zur Bahn zu fahren. Sie erklärten, es stünden viel mehr Menschen auf dem Spiel als die paar kranken Kinder, außerdem hätten sie keinen Brennstoff mehr, um weiterzufahren und wüssten nicht, was aus ihnen werden würde. Das war also wieder vergeblich.
Im Dorotheenhaus war schon große Aufregung, und alle waren bereit, auf Rodelschlitten und kleinen Wagen, die sich in genügender Anzahl zusammenfanden, die Kinder zu packen und zum Bahnhof zu fahren. So zogen wir in langer Reihe mit Hilfe der Schwestern und Mädchen gegen 7 Uhr abends durch die Straßen, die beladenen Schlitten hinter uns ziehend. Es war bitter kalt, und die Finger froren fast an den Stricken an, mit denen wir zogen. Als wir zum Bahnhof kamen, fand sich dort ein hohes Gebirge von Koffern und Kisten. Es war stockdunkel, wegen Fliegergefahr waren alle Lampen gelöscht.
Ich hörte, dass evtl. vom Bahnsteig 4 ein Zug abgehen würde. Wir trugen deshalb die Kinder mit den Schlitten und Wagen die Treppen zum Bahnsteigtunnel hinunter und dann zum Bahnsteig IV wieder herauf, was keine leichte Arbeit war. Dort fuhren wir alle Gefährte zu einer Art Wagenburg zusammen und stellten die wenigen Kinder, die hatten zu Fuß gehen können, in die Mitte. Bei der Menschenmasse, die sich auf dem Bahnsteig zusammendrängte, war auch das nicht leicht. Ein etwa zehnjähriger Junge glaubte, in der Masse Verwandte gesehen zu haben und brach aus. Wir haben ihn in der Dunkelheit nicht mehr gefunden und wissen nicht, was aus ihm geworden ist. Nach einiger Zeit lief auf dem Nebenbahnsteig ein Leerzug ein, aber seine Lokomotive wurde sofort abgehängt und niemand wusste, was das zu bedeuten hatte. Ich ging wieder auf Erkundigung. Die SA-Abteilung war, soweit sie es nicht vorgezogen hatte, in Zivil zu verschwinden, nicht mehr zurechnungsfähig. Der Stationsvorsteher,

der so übermüdet war, dass er kaum sprechen konnte, wies mich an ein Militärkommando, das etwas außerhalb der Station an der Militärrampe den Abtransport der Verwundeten leitete. Auch hier war großes Durcheinander. Meine Bitte, uns mit dem Militärzug mitzunehmen, wurde mit der Begründung abgelehnt, dass bei weitem nicht genug Raum für die Soldaten wäre. Hier erfuhr ich dann auch, dass die Lokomotive des eingefahrenen Zuges für Militärzwecke gebraucht würde, und niemand wusste, ob überhaupt eine weitere Lokomotive durchkommen könnte. Die Strecke war inzwischen mehr und mehr von den Russen umgangen. Angeblich sollte es nur noch möglich sein, mit einem großen östlichen Haken über Heilsberg nach dem Westen zu entkommen, aber auch das war fraglich.
Als ich wieder zu den Meinen zurückkam, herrschte auf dem Bahnsteig große Unruhe. Überall blitzten Taschenlampen auf, Mütter suchten ihre Kinder, man schrie verzweifelt in die Dunkelheit hinein und alles rannte wild durcheinander. Einzelne kletterten in den auf dem Nebengeleise stehenden Güterzug, ohne zu wissen, ob er überhaupt noch hinaus kam. Für die Kinder schien es mir zu riskant, bei dem Frost in völliger Dunkelheit im Güterwagen evtl. sitzen zu bleiben und dann später, wenn die Russen die Stadt besetzt hätten, nicht mehr zurück zu können.
In kurzer Zeit löste sich das Problem anders, als wir erwartet hatten. Irgendwo wurde geschossen. Da es keinen Fliegeralarm mehr gab, glaubten die Menschen, es wäre ein Fliegerangriff, worauf eine wilde Panik ausbrach. Alles schrie: „Lampen aus!“ und rannte in den Bahnsteigtunnel, um Schutz zu finden. Jetzt sahen wir ein, es würde unmöglich sein, hier noch wegzukommen. Selbst wenn ein Zug gekommen wäre – es sollen später noch einige gefahren sein –, dann wären wir mit den Kindern in großen Gipsverbänden in keinen Waggon hineingekommen. Die wilde Masse hätte uns verdrängt. Das Chaos glich einem Warenhausbrand, wo jeder ohne Rücksicht um sein Leben kämpft. Wir schleppten also die Kinder mit Schlitten und Wagen zurück zum Bahnhofsplatz, der jetzt ganz menschenleer war. Nur einzelne Verwundete kamen immer noch an. In der Ferne hörten wir schießen. Deutsches Militär war nirgends zu sehen. Es hatte sich, für uns zum Glück, ohne Gefecht von der Stadt abgesetzt.

Die Russen kommen

In der Bahnhofstraße stand ein verlassener Panzerwagen. Dort trafen wir auf einige Mädchen und Schwestern des Dorotheenhauses, die sich uns anschlossen. Wir waren froh, Hilfe bei dem Schlittenziehen zu bekommen. So gelangten wir zu meinem Privathaus, das an der Gabelung von Bahnhof- und Kaiserstraße liegt. Die neu hinzugekommenen Schwestern warnten uns dringend davor, weiterzugehen, weil die Russen schon von der anderen Seite in die Stadt eindrangen. So blieb nichts anderes übrig, als in mein Haus einzuziehen. Da wir mit Beschuss der Stadt rechnen mussten, wagten wir nicht, unsere Wohnung zu belegen, sondern zogen in die großen Kellerräume, in denen der Hausmeister mit seiner Familie zurückgeblieben war. Alle halfen uns mit herzlicher Bereitwilligkeit. Die Küche war als der einzige, ständig warme Raum für die Kinder ausgeräumt. Auf den Fußboden legten wir Decken und Matratzen, die wie von unserer Wohnung herunterholten. Eine Treppe führte vom Keller direkt dorthin. In der zweiten Etage befanden sich meine Praxisräume, und den Rest bewohnte seit Jahren die mit uns sehr befreundete Pfarrerswitwe. Sie hatte sich nicht auf den Bahnhof getraut und schloss sich nun auch uns im Keller an. Bald lagen alle Kinder, noch etwas verwirrt von den für sie so interessanten Erlebnissen des ereignisreichen Tages, nebeneinander und rühmten ihre Heldentaten. Auf dem Herd, der außer Gas auch Kohlenfeuerung hatte, brodelten große Töpfe mit Suppe und Wasser für Kaffee, den wir alle sehr nötig hatten. Trotz der Angst vor dem, was nun kommen würde, waren alle bald nach dem Kaffeegenuss in guter Stimmung. Wir riefen das Dorotheenhaus an, um uns nach einigen erwachsenen Patienten zu erkundigen, die wir auf den Schlitten nicht hatten mitnehmen können. Bei ihnen waren der dortige Hausmeister, einige Schwestern und einige Frauen verblieben. Auch sie befanden sich im Luftschutzkeller und waren noch in guter Stimmung, denn Lebensmittel waren dort reichlich vorhanden.

Bei uns waren die übermüdeten Kinder bald eingeschlafen, wir Erwachsenen saßen angezogen um sie herum und berieten leise, was wir nun machen sollten. Vielleicht könnten wir am nächsten Morgen in das Dorotheenhaus zurückziehen, denn die Verpflegung und Behandlung so vieler Kinder schien hier für längere Zeit unmöglich. Das Dorotheenhaus war ein Rot-Kreuz-Krankenhaus mit DRK-Schwestern. Wir hofften, dass die Russen dies internationale Zeichen achten und uns vielleicht unbehelligt lassen würden. – Wie sehr sollten wir uns getäuscht haben!

Inzwischen hörten wir immer einzelne Schüsse. Jedes Mal wurde es dann ganz still, und jeder saß in banger Erwartung da. Die Kinder träumten ahnungslos von ihrer Schlittenfahrt. Plötzlich ging das elektrische Licht aus, und die kleine Gasflamme, auf der ein Wasserkessel brodelte, verlöschte. Auch der nicht ganz

dichte Wasserhahn hörte auf zu tropfen. Der Oberbürgermeister hatte „vorsorglich“ vor seiner Flucht den Befehl gegeben, Licht, Gas und Wasser abzustellen, obwohl er wusste, dass nicht einmal die Hälfte der Einwohner von Allenstein die Stadt hatte verlassen können.
Wir saßen nun hier im Dunkeln und dachten mit Schrecken besonders an die Wasserfrage. Wir brauchten für ca. 30 Personen ca. 300 Liter Wasser täglich. Was würde mit dem Klosett werden?, von Bade- und Waschwasser für so viele Menschen ganz abgesehen. Doch wir konnten nicht lange darüber nachdenken, denn wir hörten, wie oben die Haustüre aufgebrochen und in den Räumen über uns herumgegangen wurde. Wir hielten uns mäuschenstill. Dunkel war es sowieso, es hatte also niemand sehen können, dass wir im Keller versteckt waren. Nach bangen Minuten wurde es oben wieder still. Die Eindringlinge hatten, ohne etwas von uns zu ahnen, das Haus wieder verlassen. Von der Aufregung dieses verhängnisvollen Tages übermüdet, schliefen auch wir allmählich auf den Stühlen ein. Am nächsten Morgen um fünf Uhr, es war noch ganz dunkel, stürzte ein aufgeregter Junge in unseren Keller. Es war ein Kellnerlehrling aus einem Hotel im Zentrum der Stadt. Er war so durcheinander, dass er kaum sprechen konnte. Die Russen sollten in der Stadt schauerlich gewütet haben, überall würden die Deutschen erschossen und beraubt. Er wäre allein jetzt auf der Flucht, wohin wisse er nicht. Wir wollten ihn bei uns behalten, aber er war nicht zu halten. Er wäre nur hereingekommen, weil vor unserem Haus an der Tankstelle ein verwundeter Russe läge, der halb erfroren sei. Ob wir ihm nicht helfen könnten? Nach dem, was er eben von den Russen erzählt hatte, ein rührender Zug von dem Jungen!
Wir wollten natürlich helfen, aber das war nicht so ganz einfach. Würde der Russe schießen, wenn wir uns ihm als deutsche Zivilisten näherten? Und wenn er nicht schoss, würden russische Soldaten, die jetzt durch die Straßen zögen und uns sehen würden, glauben, dass wir dem Manne helfen wollten? Sie konnten doch nicht wissen, dass ich Arzt war.
Ich ging mit dem Hausmeisterssohn hinaus. Die Straße war menschenleer und in kalten Nebel gehüllt. Als der im Schnee liegende, blau gefrorene, etwa 40 Jahre alte Soldat uns sah, hob er beide Hände hoch und deutete dann auf sich, dass er keine Waffen habe. Er fürchtete, wir würden ihn umbringen. Als wir lächelnd näherkamen und ihm die Hand reichten, traten ihm vor Freude Tränen in die Augen, und er wollte uns die Hände küssen. Es war höchste Zeit, dass wir gekommen waren, denn der Frost war in der Nacht noch stärker geworden, und 20 Grad unter Null ist selbst für einen Russen, besonders nach dem Blutverlust, ein starkes Stück. Er hatte einen Unterschenkelschuss erhalten und bereits einige Stunden dort gelegen. Wir besannen uns später, dass wir in der Nacht dicht vor unserem Haus eine Schießerei gehört hatten. Wir schleppten also rasch den Mann über die Straße in unser Haus und legten ihn auf ein Bett

in der Waschküche, die dicht an der vom Garten in den Keller führenden Tür lag. Er hat uns später vor vielen Gefahren gerettet.
Nach einem Schluck heißen Tee mit Rum (mein Getränkekeller war noch gut bestückt) untersuchte ich ihn. Es handelte sich um einen Splitterschussbruch beider Knochen eines Unterschenkels. Die Blutung war ziemlich zur Ruhe gekommen, aber in der großen Wunde steckten Tuchfetzen. Es war daher nach dem Liegen im Frost nicht nur eine Lungenentzündung, sondern auch eine Tetanusinfektion möglich. Er bekam Tetanusserum, die Wunde wurde gereinigt, verbunden und ein gefensterter Gipsverband angelegt. Dann wurde die Waschküche gut geheizt, und nun blieb uns nur die Hoffnung, dass alles gut gehen würde, Wenn der Mann bei uns gestorben wäre, wäre es uns schlecht ergangen, denn die Russen hätten bestimmt geglaubt, dass wir ihn umgebracht hätten.
Wir waren durch dieses Ereignis alle früh auf die Beine gekommen und hatten keine Zeit gehabt, an uns zu denken. Als es jetzt ans Frühstückbereiten ging, fiel uns die Wasserfrage wieder schwer auf die Seele. Da hatte jemand den rettenden Einfall, dass ja in dem großen Zentralheizungskessel eine Menge Wasser wäre! Alle sonstigen Sorgen waren vergessen, bald saßen wir beim dampfenden Kaffee um den Tisch. Wir hatten ziemlich viel Vorräte an Lebensmitteln im Vorratskeller, besonders Kartoffeln, Mehl, Gemüse- und Fruchtkonserven, auch Räucherwurst. Der Hausmeister hatte gerade kurz vorher ein Schwein geschlachtet und verteilte auch großzügig eine Vorräte. Man glaubt nicht, wie schnell sich die Gemüter, selbst in großer Gefahr, beruhigen, wenn ein heißer Kaffee und ein Stück belegtes Brot vor einem stehen.
Das Frühstück war noch nicht beendet, als eine neue Gefahr drohte. Irgendwo schoss ein kleines Geschütz. Das war ungewöhnlich, denn bis dahin waren immer nur einzelne Gewehrschüsse gehört worden. Ich ging in den Korridor des Kellers und öffnete die zum Garten führende Tür, um besser hören zu können. Auf die Straße konnte man sich noch nicht wagen. In kürzeren Zeitabständen fielen immer aus der gleichen Richtung Schüsse, und was das Unheimliche dabei war, die Einschläge kamen immer näher. Nach kurzer Zeit wurde mir klar, dass der Schütze es auf unser Haus abgesehen hatte. Rechts und links von uns wurden abwechselnd in den Gärten die Baumkronen zerrissen. Der Gedanke, das Haus verlassen zu müssen, war niederschmetternd. Wo sollten wir bei dem immer noch herrschenden Frost mit den Kindern hin? Ich konnte nicht lange darüber nachdenken, als schon ein Schuss unseren Dachgiebel traf. Das ganze Haus wurde erschüttert, und ich lief eilig nach oben, um zu sehen, ob das Dach in Brand geraten wäre. Das war glücklicherweise nicht der Fall. Es war die Giebelwand eines Fremdenzimmers getroffen und ein fast quadratmetergroßes Mauerstück herausgerissen. Ziegel und Putz lagen über das ganze Zimmer verstreut, und aus beiden Fenstern war das Glas gesprungen. Aber es brannte nichts. Der Schaden war also gering und störte uns nicht im Keller.

Merkwürdigerweise hörte das Schießen jetzt auf. Es machte den Eindruck, als ob der Schütze sich ein Vergnügen daraus gemacht hätte, ein Ziel zu treffen. Wir haben nie erfahren, ob es ein deutsches oder russisches Geschütz war. Einzelne deutsche Soldaten waren immer noch in der Umgebung verstreut und begingen z.T. unberechenbare Verzweiflungstaten. So schoss am nächsten Tag ein einzelner Maschinengewehrschütze vom Bahndamm, der die hintere Grenze unseres Gartens bildete, eine Weile wild in die Gegend, lief dann weg und suchte Unterkunft im Nachbarhaus.
Nun waren wir froh, dass das Unheil diesmal an uns vorübergegangen war. Doch wir sahen noch keine Lösung, wie wir aus dem Keller herauskommen könnten. Das Telefon funktionierten auch nicht mehr, so dass wir keine Verbindung zum Dorotheenhaus hatten und nicht wussten, ob wir dorthin zurückkehren könnten. Kein Mensch traute sich auf die Straße. Einmal sahen wir aus unseren Kellerfenstern etwa zehn deutsche Soldaten einzeln in zehn Schritt Abstand, das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett vor sich haltend, vorüberziehen. Sie gingen in den sicheren Tod, aber die Schwestern jubelten und glaubten, jetzt käme die von Hitler geschickte deutsche Befreiungsarmee. Der Glaube an den „Führer“ war besonders bei den jungen Schwestern noch so fest, dass ihnen der Gedanke, die ganze Herrlichkeit sei vorüber, unmöglich schien. Vielleicht war das gut so, denn es ließ sie noch den Kopf hoch halten und hoffnungsvoll ihre Pflicht tun, statt in tatenlose Verzweiflung auszubrechen. Doch es sollte anders kommen.
In der kommenden Nacht, der zweiten, die wir im Keller verbrachten, machten wir die erste Bekanntschaft mit russischen Soldaten. Zuerst hörten wir wieder schwere Schritte über uns in der Wohnung. Die Kinder schliefen, und wir saßen in Kleidern, ängstlich horchend, bei einer kleinen Petroleumlampe. Dann hörten wir Schritte die Kellertreppe herunterkommen. Alles hielt den Atem an. Ich stand in einem weißen Ärztemantel an der Tür. Es konnten nur russische Soldaten sein. Wir hörten dann, wie sie an verschiedenen Kellertüren im Korridor klopften und rüttelten, die verschlossen waren. Da hielt ich es für besser, ihnen entgegenzugehen, da sie uns doch finden würden. Als ich unsere Tür öffnete, waren sie ebenso überrascht wie wir. Es waren vier Mann, jeder mit einer Maschinenpistole in der Hand, einer hatte eine elektrische Taschenlampe. Vorsichtig kamen sie näher, schossen aber nicht. Sie waren leicht angetrunken und machten keinen vertrauenerweckenden Eindruck. Obwohl sie nicht Deutsch verstanden, war es für sie leicht, die Situation zu übersehen. Der Arzt, die Rot-Kreuz-Schwestern und die vielen auf der Erde in Gipsverbänden liegenden Kinder sprachen auch ohne Worte für sich. Die Kinder waren aufgewacht und sahen sie mit erschreckten Augen an. Einzelne begannen zu weinen. Das löste mit einem Schlage die Situation. Wie wir es später oft erlebten, diese unberechenbaren, häufig undenkbar grausamen Menschen werden weich, wenn sie Kinder leiden sehen. Sie nahmen Kinder, die nur Armverbände

hatten, auf den Schoß und spielten mit ihnen. Darauf konnte ich mich einmischen und ihnen bedeuten, dass noch ein anderer Patient in einem anderen Raum lag. Das erregte ihre Aufmerksamkeit, denn es schien ihnen nicht geheuer, im Rücken noch mehr Menschen zu haben. So führte ich sie in die Waschküche zu dem verwundeten Russen. Die Überraschung war für sie noch größer als vorher durch die Kinder. Zunächst betrachteten sie ihren Kameraden mit Misstrauen. Als er ihnen aber erklärte, wie alles gekommen sei, begrüßten sie ihn mit lauten Freudenausbrüchen und boten dem Verwundeten mitgebrachten Schnaps an. Jetzt war auch das Eis zu uns gebrochen und nach freundschaftlicher Verabschiedung zogen sie ab. Wir atmeten alle auf, dass diese erste Begegnung so gut vorüber gegangen war.
Von da an bekamen wir öfter solche Besuche. Am Tage waren es häufig Patrouillen, die unsere Papiere kontrollieren kamen. Da wirkte es jedes Mal überraschend, welchen Eindruck der jüdische Ausweis meiner Frau auf sie machte. Sie wurden sofort von tiefstem Mitgefühl ergriffen und wunderten sich nur, dass meine Frau noch am Leben war. Ihre Freundlichkeit übertrug sich dann auch auf die anderen, und wir wurden glimpflich behandelt. Dann suchten sie aber auch nach versteckten Personen. Mancher deutsche Soldat war in Zivilkleidung untergeschlüpft, wie beispielsweise der mit uns lebende Sohn des Hausmeisters. Da er sich tatsächlich kurz vorher einen Fuß verstaucht hatte, lag er jetzt in einem Gipsverband im Bett als Patient und erregte so keinen Verdacht. Die Nachtbesuche waren schon schwieriger, weil die Soldaten meist stark betrunken waren. Gewöhnlich kamen wir auch dann gut davon, wenn ich sie im weißen Mantel empfing (vor einem Arzt haben die Russen große Hochachtung) und meine Frau sich als Jüdin auswies. Ein besonderer Freund unseres Hauses wurde ein großer dicker Offizier, der in unserer Nähe eine Polizeiwache leitete. Im selben Hause wohnten bekannte Frauen, von denen er Grüße überbrachte. Er konnte etwas deutsch, weil seine Frau aus Danzig stammte. Wir nannten ihn Iwan. Später nannte er sich selbst so. Er war ein roher, gutmütiger Naturbursche, ohne jede Hemmung. Er kam zu Tages- und Nachtzeiten, dann aber gewöhnlich betrunken. Als Schwester Martha später vom Dorotheenhaus zu uns kam, erfuhren wir, dass er dieser schwer zugesetzt und sie vergewaltigt hatte. Jetzt kam er zunächst nur, um bei uns zu frühstücken und sich mit den Kindern zu unterhalten.
Nachts hatten wir uns etwas umgruppiert. Wir konnten nicht mehr nachtüber auf einem Stuhl sitzen, so legten wir Matratzen auf den Fußboden und verteilten uns mit den Schwestern über die Räume. Allerdings wagten wir noch lange nicht, die Kleider auszuziehen. Nur aus den Schuhen schlüpften wir zeitweise heraus. Frau K. traute sich nicht hinzulegen, sie schlief die ganze Zeit, so lange wir im Keller hausten, in einem großen Lehnstuhl. Wenn Iwan nachts kam um zu kontrollieren, ob auch nicht Fremde versteckt wären, leuchtete er uns mit einer Taschenlampe ab, sagte zur auf ihrem Stuhl sitzenden Pfarrerswitwe Frau

K.: „Schloff Großmutter“ und zog gewöhnlich wieder ab. Einmal kam er aber nachts schwer betrunken mit einer Gitarre. Meine Frau und ich lagen in der Dunkelkammer. Er setzte sich zu meiner Frau und begann russische Volkslieder zu singen, wozu er sich nicht schlecht begleitete. Zwischendurch fragte er immer wieder nach einer ca. 14-jährigen Patientin, die er bei uns gesehen hatte. Sie war eine Wildkatze mit funkelnden, schwarzen Augen. Wahrscheinlich hatte sie es nicht daran fehlen lassen, ihm ihre Zuneigung zu zeigen. Jetzt wollte er sie haben. Wir fanden nun seinen Gesang so schön, dass er unbedingt mehr singen müsste. Das schmeichelte ihm, und er sang, und wir sangen im Duett und Terzett stundenlang, bis wir alle heiser waren und niemand schlafen konnte. Dann wurde er aber wild, schmiss die Gitarre weg, holte sich das Mädel, das ohne Sträuben mitging, und verschwand mit ihr die Kellertreppe hinauf nach der oberen Wohnung. Wir waren, wie so oft später, machtlos. Solche Situationen in Gegenwart der jungen Schwestern und der halbwüchsigen Patienten zu erleben, gehörte zu dem Fürchterlichsten, was wir durchmachen mussten.

Eines Nachmittags kamen vier Lastwagenchauffeure, die über Land fuhren. Ihre reiche Beute sollten wir mit ihnen teilen. Für die Kinder hatten sie Kuchen und Bonbons, für die Erwachsenen Wurst, Schinken, Brot und Butter und vor allem viel Schnaps mitgebracht. Einer brachte einen ganzen Hammel, steif gefroren, auf der Schulter. Wir mussten den Tisch decken, und sie servierten ihre Gaben. Als ich Schnapsgläschen brachte, warfen sie sie mit Verachtung vom Tisch. Wassergläser wollten sie haben. Alle konnten etwas deutsch, worüber wir uns auch später bei den Russen häufig gewundert haben, aber sie hatten ja jahrelang mit Deutschen, wenn auch keinen freundlichen Umgang gehabt. Angesichts der unerwarteten Leckerbissen wurde die Unterhaltung bald fröhlich. Die Russen begannen nach einigen Wassergläsern voll Schnaps zu singen. Ich hatte ihnen erklärt, ich müsste heute noch operieren und könnte daher nur aus einem kleinen Glas trinken. Einer musste nüchtern bleiben. Nach ca. zwei Stunden verabschiedeten sie sich in freundlichster Weise, und wir dachten, es wäre ein schöner Tag gewesen. Doch das schlimme Ende kam nach. In der Nacht kamen zwei von ihnen, jetzt total betrunken, und drangen mit dem Revolver in der Hand laut brüllend bei uns ein. Einer ergriff mich, stellte sich mit dem gezückten Revolver vor mich und drohte zu schießen, wenn ich mich rühren würde. Der andere ergriff eine der Schwestern, die er am Nachmittag gesehen hatte, und schleppte die laut Schreiende hinaus, um mit ihr nach oben zu verschwinden. Nach einiger Zeit kamen sie herunter, der Russe wechselte sich mit dem Kameraden, der vor mir stand, ab und dieser griff eine andere Schwester und nahm denselben Weg. Mir klingen noch die Schreckensschreie der Schwestern in den Ohren, wenn sie verzweifelt riefen: „Herr Doktor, helfen Sie uns!“ Aber ich konnte mich nicht rühren.

Leider war das nicht das letzte Erlebnis dieser Art. Auch später traf Schwestern das gleiche Los. Das tragischste Schicksal hatte Schwester Ilse, ein dralles Mädel, knapp 18 Jahre alt. Zwei bis drei Wochen, nachdem die Russen gekommen waren und wir auf die Straße durften, holten wir mit einem Handwagen vom Dorotheenhaus Wäsche und Lebensmittel. So schickte ich an einem Sonntagmittag vier Schwestern wieder danach aus. Man konnte nicht erwarten, dass am hellen, lichten Tage etwas passieren würde, besonders da ständig Patrouillen durch die Straßen zogen und auf der Vergewaltigung von Frauen angeblich schwerste Strafen standen. Die Schwestern waren unbehelligt bis zum Marktplatz gekommen, in dessen Nähe das Dorotheenhaus lag, als plötzlich von dem Laubengang eines Hauses zwei angetrunkene Russen sprangen, zwei Schwestern ergriffen, darunter wieder Schwester Ilse, und sie in das nächste, am Laubengang etwas versteckt liegende Haus schleppten. Als Schwester Ilse von einem der Russen überfallen wurde, schrie sie fürchterlich und wehrte sich krampfhaft. Der Kerl wurde wütend, fürchtete sich wohl auch, es könnte von einer Wache gehört werden. Jedenfalls zog er die Waffe und erschoss die Schwester. Die andere konnte in der Verwirrung entfliehen, und von ihr erfuhren wir die Tragödie. Die Leiche blieb noch mehrere Tage in der Wohnung liegen, weil sich niemand hin traute aus Angst vor den Russen, die das Verbrechen nicht bekannt werden lassen durften. Pastor Sch., der im Nachbarhaus wohnte, hat die Leiche später im Dunkeln herausgeholt und im benachbarten Kirchengarten beerdigt.
Ich habe der Geschichte etwas vorgegriffen, um dieses dunkle Kapitel abzuschließen. Später, als ich ein Ambulatorium für die zurückgebliebenen deutschen Bewohner der Stadt eröffnet hatte, habe ich sehr viele Kinder, Mädchen und Frauen an Geschlechtskrankheiten behandelt. Die jüngste war zehn Jahre, die älteste 76 Jahre alt, die mir von ihrem Mann, einem alten Eisenbahner, zugeführt wurde. Von den schlimmen Dingen, die ich sonst aus der Stadt erfuhr, will ich hier nicht weiter berichten. Manche Frauen, die von ganzen Horden von Russen überfallen wurden, haben den Tod gefunden. Mehrfach kamen Frauen zu mir in Behandlung, denen angeblich Tataren nach dem Überfall Schnitte über den Handgelenken und an anderen Stellen der Arme beigebracht hatten. Es waren infizierte Schnittwunden, die schwer heilten.
Kehren wir nun wieder in unseren Keller zurück. Das Wasser im Heizkessel ging zur Neige, und wir wollten uns dort eine Reserve lassen. Deshalb rollten wir im Garten große Schneeballen, um sie dann in der Waschküche zu schmelzen. Das war auch eine lebensgefährliche Beschäftigung, denn auf dem angrenzenden Bahndamm patrouillierten Posten und schossen auf jeden, der sich dem Damm näherte. Auch die Lebensmittel wurden knapp. Bevor wir uns zum Dorotheenhaus trauten, machten wir zunächst Vorstöße in die verlassenen Häuser der Nachbarschaft. Das war „Plünderung“ und wurde mit standrechtli-

cher Erschießung bestraft! Aber was tut man nicht, wenn 60 Menschen hungern! Meine Frau war besonders kühn und unternehmend dabei. Schräg unserem Haus gegenüber stand ein verlassener Bäckerladen. „Da müsste doch Mehl sein“ dachte sie und zog mit dem Schlitten los. Richtig, auf der Hinterseite in einem Schuppen entdeckte sie einen Zwei-Zentner-Sack mit schönem weißen Mehl. Wie aber den schweren Sack auf den Schlitten bekommen? Im gleichen Augenblick erschien ein russischer Offizier in der Tür. Er sprach fließend Deutsch und fragte, ob er helfen dürfe, den Sack auf den Schlitten zu packen. Und ob er durfte! Dann half er ihr den Schlitten bis auf die Straße ziehen und fragte, ob das ein deutscher Offizier auch tun würde. – –

Das Wasser war verbraucht, und geschneit hatte es auch nicht mehr. Wir waren trocken. In der Nähe gab es keine Brunnen oder Pumpen. Es musste also, trotz der Gefahr, Wasser von weiter her geholt werden. Die nächste uns bekannte Pumpe stand auf einem Kirchhof in der Wadanger Straße, fast eine halbe Stunde Weg. Es wurden Eimer und große Milchkannen auf Schlitten gebunden. Hin ging es gut, aber zurück auf den humpeligen Schneewegen so fahren, dass auch noch etwas Wasser zu Hause ankommt, das ist nicht so einfach! Wir lernten dann, dass es besser geht, wenn man ein Brett auf dem Wasser schwimmen lässt, das die Wellen aufhält. Später versiegte die Pumpe und es wurde von einem anderen Kirchhof Wasser geholt. Die Wasserleitung wurde von den Polen erst etwa im Mai wieder in Betrieb gesetzt, was nicht einfach war, weil die Russen mehrere Maschinen abtransportiert hatten und viele Rohre in der Stadt durch Frost zerstört waren.

Inzwischen war die Wunde unseres Russen geheilt, und es ging ihm ausgezeichnet. Der Knochenbruch wurde auch schon etwas fest. Wir hatten ihn nach dem Überfall auf die Schwestern auf eine Chaiselongue in der Wohnküche zu den Kindern gelegt, um mehr Schutz von ihm zu haben. Gegenüber total betrunkenen Russen war er allerdings auch machtlos. Wir wussten jetzt, dass er Dawidow hieß, Bauer war und in Russland Frau und Kinder hatte. Mehrfach kamen Offiziere, um ihn lange zu vernehmen. Er musste einen Bericht schreiben. Auch uns hat er einen gegeben, den wir den Russen zeigen sollten, wenn wir bedroht würden. Sicher stand viel Gutes in dem Brief, den wir nicht lesen konnten. Offenbar hielten ihn die Offiziere bei uns für so gut untergebracht, dass sie keine Eile hatten, ihn abzuholen. Da fuhr plötzlich am zweiten Sonntag vormittags ein Lastwagen vor. Fünf schwer bewaffnete Soldaten kamen in den Keller, und zu unserer Beruhigung (wir wussten zunächst ja nicht, was sie wollten) verlangten sie den Verwundeten, und ich sollte mitfahren. Die Meinen allein zu lassen, war mir ein bisschen unheimlich, aber ich wusste ja, die Russen würden, was ich für ihren Kameraden getan hatte, anerkennen, und vielleicht fuhren wir in ein nahes Lazarett, wo ich mitarbeiten könnte, was für uns alle Vorteile gehabt hätte. Es war ein klarer Wintertag, und ich atmete nach der langen Kellerluft mit so vielen Menschen in den engen Räumen ordentlich auf.

Dawidow hatte sich, vor Rührung weinend, aufs Herzlichste von uns allen verabschiedet und lag nun auf einer Bahre mitten im Wagen. Ich glaube, er wäre lieber noch länger bei uns geblieben.
Auf der Fahrt sah ich zum ersten Mal wieder die Stadt. Nicht weit von unserem Haus lag noch eine steif gefrorene deutsche Soldatenleiche, dann ein toter Hund. Im Übrigen waren die Straßen menschenleer. Wir fuhren zu einem Vorort, der das „Fliegerviertel“ genannt wurde, weil die Straßen der neuen Siedlung alle nach berühmten Fliegern benannt worden waren. Hier hielt der Wagen vor einem kleinen Siedlerhäuschen, und mir wurde zu meiner Überraschung befohlen, auszusteigen. Ich protestierte und meinte, ich wollte doch mit Dawidow in das Lazarett fahren. Es half nichts. Ich musste herunter und wurde in das Haus geführt, das sich als russische Kommandantur erwies. Die Sache sah nicht gut aus. Was wollte man von mir? Ich wurde in ein kleines Zimmer gebracht, wo drei russische Offiziere auf mich warteten. Mir war nicht sehr wohl dabei! Es begann jetzt eine Vernehmung, immer in sehr freundlichem Ton, erst zu meiner Person, dann zu meiner Frau und wie es komme, dass sie als Jüdin von Hitler nicht längst abgeholt sei etc. Ich merkte, sie waren über uns ganz genau unterrichtet. Jetzt, dachte ich, würden sie nach Dawidow fragen. Das Thema wurde aber überhaupt nicht berührt. Der eigentliche Zweck war ein anderer. Sie wollten von mir herausbekommen, wo sich in der Stadt noch Nazis aufhielten oder sich versteckten. Da konnte ich ihnen wirklich keine Auskunft geben, und ich gab Iwan als Zeugen an, dass ich jetzt zum ersten Mal seit dem 21. Januar unseren Keller verlassen hätte. Als es anfing, dunkel zu werden, brach man die Vernehmung ab, mir wurde etwas zum Essen angeboten und dann hieß es, ich könne nach Hause gehen.
Es war aber inzwischen ganz dunkel geworden. In der Stadt brannte keine Lampe, deshalb schien es mir zu gefährlich, den weiten Weg allein zurückzugehen. Weil sie mir keinen Posten mitgeben wollten, bat ich, mich zur Nacht dazubehalten. Sie waren einverstanden und ließen mich in ein gegenüber liegendes kleines Haus führen. Dort bot sich mir ein merkwürdiges Bild. Ich kam in eine kleine Stube, die ganz mit Menschen beiderlei Geschlechts vollgestopft war. Die meisten standen dicht zusammengedrängt in der Mitte. Ältere Frauen saßen auf den wenigen Stühlen. Hinten in der Ecke stand ein einzelnes Bett. Es waren alles Allensteiner, und da ich 25 Jahre Arzt dort war, kannten mich alle. Ich wurde freudig begrüßt und einstimmig gebeten, mich in das eine Bett zu legen. Protestieren half nichts, und ich sah, dass das Bett leer stehen würde, wenn ich es ablehnte und dass es außerdem die Leute kränken würde. Also legte ich mich mit Kleidern, die ich ja sowieso seit zwei Wochen nicht ausgezogen hatte, hin. An Schlaf war bei dem aufregenden Durcheinander der vielen Menschen, die die Russen hier zusammengepfercht hatten, nicht zu denken. Doch es gab drastischere Störungen während der Nacht. Alle Stunde etwa kamen stark betrunkene Soldaten herein, schossen erst ein paar Mal in dem

dunklen Zimmer an die Decke und holten sich dann einige Mädels heraus, angeblich um ihre Papiere zu prüfen.
Am nächsten Morgen gab es Frühstück und wieder eine, allerdings nur kurze Vernehmung. Dann hieß es, dass ich nun nach Hause gehen könnte. Vorher ließ ich mir aber eine gestempelte Bescheinigung ausstellen, wonach ich überall bis zu unserem Haus frei passieren könnte. Es stellte sich auf dem Rückweg heraus, dass diese Vorsicht berechtigt gewesen war. Auf dem Weg waren die Straßen wieder völlig menschenleer. Aber in kürzeren Abständen kamen Patrouillen, immer drei Mann in einer Reihe, in zwei Schritt Abstand, mit einem quer gehaltenen Gewehr. Jedes Mal musste ich die Hände hochheben. Sobald sie näher kamen, zeigte ich meinen Zettel und glaube, dass die meisten nicht lesen konnten, daher war der rote Stempel so wichtig. Zur Sicherheit wurde ich jedes Mal nach Waffen durchsucht. Man fahndete offenbar nach deutschen Soldaten. Als ich endlich in die Nähe unseres Hauses kam, sah ich schon von weitem meine Frau und die Schwestern an den Fenstern stehen und begeistert winken. Sie hatten mit Recht befürchtet, dass ich nicht mehr zurückkehren würde. Die Wiedersehensfreude war auf beiden Seiten umso größer. Ich habe nie mehr etwas von Dawidow gehört.
Schon einige Tage vorher hatte ein neuer Schrecken die Stadt ergriffen. Die Russen begannen systematisch die Häuser anzustecken. Immer in den Abendstunden fing das Feuer in einigen Häusern vom Keller ausgehend an, so dass sie bald lichterloh wie große Scheiterhaufen in Flammen standen. Anfangs sagten die Russen, versteckte Hitlerjungen wären die Brandstifter. Als aber in einer Woche die ganze Innenstadt in Trümmern lag und schließlich wohl 60 Prozent der Stadt abgebrannt war, sprachen sie nicht mehr von den Hitlerjungen. Für uns am gefährlichsten war der Brand des großen Arbeitsamtes, das unserem Haus gerade gegenüber lag. Es gab bei starkem Wind, der gerade auf unser Haus wehte, ein ungeheures Feuer. Wir standen mit nassen Feuerpatschen, die wir vom Luftschutz her hatten, auf dem Boden bereit, um evtl. aufkommendes Feuer zu löschen. Das dauerte fast die ganze Nacht, denn immer neue brennende Aktenbündel sausten durch die Luft, doch unser Haus kam, bis auf kleine Funkenzündungen, unbeschädigt davon.
Wir haben nie begriffen, was dieses Bacchanal für einen Sinn hatte. Offenbar war es ein reiner Racheakt. Aber an wem wollte man sich rächen? Die Besitzer der großen Geschäfte, die verbrannt wurden, waren alle mit ihren Autos geflohen. Es wurden aber auch die Arbeiterviertel in der Warschauer Straße und anderswo völlig vernichtet, in denen die Menschen wohnten, die die Russen von dem Hitlerjoch befreien wollten, wie sie es immer im Radio versprochen hatten! Es war außerdem längst entschieden, dass in kurzer Zeit die Polen, die doch Waffenbrüder der Russen waren, die Stadt übernehmen sollten. Wollte man sich an den Polen rächen? Es handelte sich bestimmt um keine Zufallsaktion, der Befehl zum Abbrennen der Stadt musste von Moskau gekommen

sein. Ein kleiner Untergebener hätte ein solches Unternehmen nie gewagt. Dazu lag auch zu viel System darin, das musste lange geplant sein.
Es wurde die ganze Innenstadt mit allen Geschäften niedergelegt, dazu alle größeren Ausfallstraßen. Nur die Randsiedlungen blieben verschont. Die Stadt machte den Eindruck, als wenn sie einen schweren Bombenangriff durchgemacht hätte. Das Rathaus, die Regierung und die Post wurden nur teilweise abgebrannt, dafür wurden aber fast alle Schulen und sonstigen kleineren Verwaltungsgebäude völlig zerstört. Vom Rathaus bis zur Johannesbrücke konnte einige Zeit überhaupt kein Fuhrwerk passieren, weil die Straßen zu hoch voll Schutt lagen. Selbst für Fußgänger war es gefährlich, weil immer weitere, stehen gebliebene Giebel einfielen. Unübersehbar sind die Waren, die dabei vernichtet wurden. Die Stadt war bedeutendes Depot für den Nachschub des Militärs gewesen. Außerdem hatten die großen Geschäfts- und Warenhäuser riesige Vorräte aufgestapelt, von denen wir Einwohner bis dahin gar nichts wussten. Offenbar war auch das von der Regierung angeordnet worden, um Nachschubschwierigkeiten vorzubeugen. Weshalb hatten die Russen alle diese Güter, an denen sie selbst knapp waren, nicht für sich geborgen? Was nicht verbrannt war, wurde nachträglich mutwillig zerstört. Die großen Lager an Verbandstoffen und Gipsbinden setzten die Russen unter Wasser. In den erhaltenen Apotheken wurden alle Schubkästen etc. auf den Fußboden gekippt, Ampullen und Tabletten zertrampelt und mit Urin und Kot verschmutzt. Einige Zeit später kam ein russischer Militärarzt extra von Ortelsburg angefahren, suchte mich auf und bat um Gipsbinden und Medikamente, weil er keine hatte. Das Wenige, was ich besaß, reichte ihm nicht, so fuhren wir nach den Lazaretten (die Krankenhäuser waren alle ausgebrannt) und den Apotheken, um dort danach zu suchen. Der Arzt war entsetzt, als er sah, was da angerichtet war. Er suchte sich vom Fußboden die verschmutzten Ampullen heraus.
Als die Russen entdeckten, dass die Bevölkerung (und auch wir) aus einem Schuppen, der wahrscheinlich vom deutschen Militär bis oben voll Konserven gepackt war, die Lebensmittel herausholte, brannten sie den Schuppen ab, ohne vorher die vielen Konserven für sich zu bergen. Es war eben nur auf Vernichtung abgesehen. Als im Frühjahr große Mengen Vieh zusammengebracht wurden, das später von russischen Weibern weiter nach Russland getrieben wurde, weidete man es nicht auf den schönen Wiesen, sondern trieb es auf die junge Saat. Auch darin lag System!
Nach den Bränden kam das Abgrasen der stehen gebliebenen Wohnungen. Es wurden immer bestimmte Gegenstände gesammelt. Einmal nur Standuhren, dann Betten, Schränke, Spiegel, Nähmaschinen etc. Man sah täglich viele solche Spezialladungen zur Bahnhofsrampe fahren. Dort wurden die Sachen unter freiem Himmel gestapelt. Sie standen monatelang, bis sie vom Regen und Wetter auseinander fielen. Dutzende Klaviere und die schönsten Wohnungseinrichtungen wurden so sinnlos vernichtet. Einmal waren hunderte Fahrräder in unserer Nähe zusammengefahren worden. Die Russen lernten dann in

unserer Straße, die glatten Asphalt hatte, Radfahren. Da sie meistens angetrunken waren, machten sie die komischsten Figuren dabei, und unsere Kinder, die ihnen durch die Fenster zuguckten, amüsierten sich köstlich.
Ein anderes kindliches Vergnügen war das Aufschlitzen von Federbetten. Das hatte zwei Gründe. Einmal machte es große Freude, die Federn zum Fenster hinauszuschütten, so dass die Straßen wie beschneit aussahen, dann hatte es aber einen praktischeren Grund. Die Soldaten sandten ständig Pakete nach Hause. Was sollten sie auch mit den vielen Uhren und Schmuckstücken, die sie auf eigene Faust zusammenbrachten, machen? Die Pakete mussten in Stoff eingenäht werden, und dazu eigneten sich ausgezeichnet die Einschütten der Betten. Täglich sah man Wagen hochbeladen mit solchen Paketen zum Bahnhof fahren, von wo einzelne Züge bald wieder fuhren. Ich erinnere mich noch, wie wir staunten, als der erste Zug an unserem Garten entlang rollte.
Allmählich kamen mehr und mehr Truppen in die Stadt, die am Rande in Mietshäusern untergebracht wurden. Uns gegenüber in der Bahnhofstraße wurde ein Haus von einem Frauenregiment bezogen, das wir dann oft an uns stramm vorüber marschieren sahen. Die Mädchen waren alle ca. 20 Jahre alt, von mittlerer Statur, mit prall sitzenden, gut aussehenden Uniformen. Alle hatten einen in der Uniform übernormal groß wirkenden Busen, und die Entwicklung war bei allen so gleichmäßig, dass die nach einem Schnitt gefertigten Uniformen vielleicht zum Teil künstlich aufgefüllt waren. Offenbar müssen alle Güter in Russland wenigstens gleichmäßig verteilt erscheinen. Gegen Abend zogen ihre Regimenter mit forschem Schritt durch die Straßen, und dabei sangen sie mit rauen Kehlen immer dieselben zwei oder drei Lieder, die eine sehr ins Ohr fallende, mitreißende Melodie hatten. Die Kinder konnten sie, wie wir alle, auswendig.
Es gab auch Ärztinnen und einen Zwischentyp vor der Krankenschwester, den wir mit Feldscher bezeichnen würden. Über ihre Fähigkeiten habe ich nichts erfahren können. Dafür lernte ich mehrere russische Ärzte kennen, darunter einen, der zwei Häuser von uns in dem großen Eisenbahnverwaltungsgebäude ein Lazarett eingerichtet hatte. Er war ein Mann von ca. 30 Jahren und sprach gut deutsch. Als er uns entdeckt hatte, besuchte er uns öfter, trank bei uns Tee, brachte Zigaretten mit, und wir fachsimpelten. Manchmal half er auch mit Medikamenten aus, dafür half ich ihm dann bei Knochenbrüchen und sonstigen Fällen, die in mein Fach schlugen. Leider dauerten diese Beziehungen nicht lange. Eines Tages kam er Abschied nehmen, weil es unangenehm aufgefallen war, dass er mit Deutschen verkehrte. Diese Verbindung brachte uns aber etwas Gutes, was für uns von Bedeutung wurde. Er hatte einen höheren Militärarzt bei uns eingeführt, der regen Anteil an unserem ärztlichen Betrieb nahm und befahl, dass wir aus dem Keller in die nächste Etage hinaufziehen sollten. Als ich ihn vorsichtig auf die Gefahren aufmerksam machten, denn man durfte nur Gutes über die russischen Soldaten sagen, ließ er uns an die Haus- und hintere Gartentüre eine Papptafel nageln, auf der „Eintritt für Soldaten verboten“ stand, weil hier eine Klinik eingerichtet wäre. Dazu natürlich mehrere rote und blaue Stempel. Das half zwar nicht immer, gab aber doch viel mehr Ruhe.

Eine Etage höher

Der Umzug gab ein Jubelfest für uns alle. Endlich befreit von den engen Kellerräumen, endlich die Aussicht, wieder in einem Bett zu schlafen und sich ausziehen zu können. Die Kinder mussten allerdings weiter auf den Fußböden auf Matratzen liegen – wo sollten wir so viele Bettgestelle herbekommen? Hier war eine große Küche und ein Nebengelass. Zwei große Zimmer richteten wir als Krankenstuben ein. Später benutzten wir auch die nächste Etage dazu. Mein Arbeitszimmer wurde Sprech- und Operationsraum. Doch es brauchte Zeit, um alles einzurichten, denn inzwischen hatten Vandalen dort gehaust.

Da wir die Zentralheizung nicht reparieren konnten, requirierten wir aus der Nachbarschaft eiserne Öfen. Die eingeschlagenen Haustüren mussten in Ordnung gebracht und mit Sicherheitsketten versehen werden. All das machte viel Arbeit, an der sich alle freudig beteiligten. In kurzer Zeit zeigten alle Räume die in einer Klinik übliche Sauberkeit. Nur mit der Wäsche war es schlecht bestellt. Das Wenige, was wir hatten, musste oft gewaschen werden, aber wenn wir die Wäsche im Garten zum Trocknen aufhängten, wurde sie weggestohlen.

Die einst von Dr. Laup bewohnte kleine Nachbarvilla richteten die Russen zu einer Kraftstation ein. Dazu schleppten sie etwa 20 große Dieselmotoren an, die dann zu zweien und dreien auf einmal tag- und nachtüber liefen. In der ersten Zeit konnten wir dabei nicht schlafen, aber man gewöhnt sich daran. Schwieriger waren schon die nun fast täglichen Besuche der dort arbeitenden Russen. Mit einigen wurden wir gut Freund, was aber nicht ausschloss, dass doch gelegentlich etwas mitging, wonach wir nachher verzweifelt suchten. Auch direkte Raubüberfälle blieben nicht aus, besonders von Chauffeuren, die nebenan ihre Lasten abluden. Wir waren von der Kommandantur angewiesen, jeden Eingriff zu melden, aber wir trauten es uns nicht, weil wir fürchteten, dann würde nachts unser Haus angezündet werden.

Man durfte jetzt am Tage auf die Straße gehen, und so bekamen wir auch bald von Deutschen Besuch, die wegen ihrer seelischen und körperlichen Leiden Rat suchten. Wie ich jetzt erfuhr, waren außer mir noch zwei deutsche Ärzte in der Stadt verblieben: der über 70 Jahre alte Obermedizinalrat Dr. Laufenberg und Dr. Stern, der auf der Durchreise festgehalten wurde. Er hatte sich schon früher in Elbing zur Ruhe gesetzt. Bis zum Tode von Dr. Laufenberg, der im April an Typhus starb, haben wir zusammengearbeitet. Dr. Stern konnte zur selben Zeit mit einem Russenzug, der von deutschem Personal gefahren wurde, entkommen. Diese Gelegenheit haben dann viele Deutsche benutzt.

Unser Klinikbetrieb nahm nun allmählich geregelte Formen an. Die Russen hatten eine Hauptkommandantur in der Wilhelmstraße, einige Häuser hinter der Hauptpost, eingerichtet, die ich dann fast täglich aufsuchen musste. Zunächst wurde angeordnet, von allen Patienten und Angestellten Listen mit Namen und sonstigen Angaben zur Person einzureichen. Dann bekamen wir alle Personalausweise ohne Lichtbild. Aufgrund dieser Listen wurden uns Lebensmittel zugebilligt, die allerdings ziemlich unregelmäßig ausgegeben wurden. Ich fuhr

dazu mit einem größeren Jungen von uns mit einem Handwagen nach der Wilhelmstraße. Nachdem wir mehrere Stunden dort gewartet hatten, bekamen wir etwas zugeteilt – oder auch nicht. Es war gewöhnlich ein Sack Erbsen, Grütze oder Graupen und etwas Margarine, gelegentlich auch Zucker oder Salz. Die übrigen Lebensmittel mussten wir sonst woher „besorgen". Dazu gab es bald mehr Gelegenheit. Einige unserer größeren Jungen, die gehen konnten (sie waren aus dem Dorotheenhaus nachgekommen), machten Streifzüge durch die Nachbarschaft und brachten häufig die unerwartetsten Dinge an. Im Keller eines Geschäftes fanden sie z.B. ein großes Lager von Seife und Seifenpulver, Bürsten, Besen und sonstige Dinge, die wir schon ein Jahr vorher nicht hatten kaufen können. Ganz großzügige Exkursionen unternahm der Hausmeister, obwohl er ein Kunstbein trug und auch mehrere Finger im Bergwerk verloren hatte. In kurzer Zeit besaßen wir mehrere Pferde und Kühe und einen Hühnerhof. Jetzt hatten wir für die Kinder täglich Milch, und wir konnten auch an manche hungrigen Besucher etwas abgeben.
Mit dem Wagen konnte nun auch leichter Wasser in größeren Mengen angefahren werden. Bei einem solchen Ausflug entdeckte ich, dass in der ca. drei Kilometer entfernt liegenden Lungenheilstätte „Frauenwohl", die nur teilweise ausgebrannt war, noch größere Bestände von wertvollen Medikamenten lagerten. Die Anstalt lag etwas versteckt im Walde, und so weit hinaus hatten sich bisher wenige Plünderer gewagt. Ich hatte mir zur Sicherheit von der russischen Kommandantur eine abgestempelte Bescheinigung geben lassen, die mich berechtigte, Medikamente, wo ich sie fand, zu sammeln. So machten wir in „Frauenwohl" reiche Beute. Besonders wertvoll wurden größere Mengen von Sulfonamid-Präparaten Morphium, Schlafmitteln und manches andere, was wir in unserem Klinikbetrieb nötig brauchten. Wir fanden auch Kohlen und Kartoffeln und waren sehr froh, unsere Bestände auffüllen zu können. Der Wagen fuhr dann recht oft nach „Frauenwohl", wobei wir das Glück hatten, immer wieder gut nach Hause zu kommen.
Mit Erlaubnis der Russen richtete ich jetzt bei uns ein Ambulatorium für die weiter zusammengeschmolzene deutsche Bevölkerung ein. Die Russen hatten die Familien, die durch die Brände obdachlos geworden waren, in bestimmten Vororten angesiedelt. Diese Menschen hatten nur wenige Sachen mitnehmen dürfen. Später mussten auch die übrigen Deutschen ihre Wohnungen verlassen und zogen mit einem Koffer in der Hand zu den Siedlungen. Ihre Wohnungseinrichtungen wurden dann von den Russen beschlagnahmt und abtransportiert. Jetzt mussten sich auch diese Deutschen truppweise auf der Kommandantur melden, um Ausweise zu empfangen. Alle Arbeitsfähigen vom 14. Lebensjahr ab, ohne obere Altersgrenze, beiderlei Geschlechts, wurden zurückbehalten und verschickt. Die nicht erschienen, wurden häufig, auch nachts, abgeholt. Soweit keine Transportmittel nach Russland zur Verfügung standen, wurden sie unter elendesten Bedingungen in Lager gesperrt. Häufig stellte man dann Trupps zusammen und ließ sie unter Bewachung mit unbestimmtem Ziel abmarschieren. Bei dem starken Frost warfen sie unterwegs sehr bald ihre Koffer weg. Nach kilometerweiten Märschen kehrten sie dann

wieder zu den Lagern zurück. Viele blieben unterwegs liegen und tauchten später in Allenstein mit an- oder abgefrorenen Gliedern auf. Sie bildeten dann die Hauptklientel in unserem Ambulatorium. Manche waren noch zu heilen. Vielen habe ich Finger und Zehen amputieren müssen. Außer an Erfrierungen litten fast alle an schwerer Dysentrie. Vielleicht war auch schon mancher Typhusfall dabei. Alle waren stark abgemagert und zeigten typische Schäden von Vitaminmangel. Die Verpflegung in den Lagern war miserabel und ganz einseitig. Die ausgemergelten Menschen, von denen die Mädchen und Frauen fast alle geschlechtskrank waren, starben in Massen.
Auch zu uns kam öfter die Suchkommission. Dem jungen M. hatte ich den Gipsverband schließlich abnehmen müssen. Er und eine Braut wurden angeblich zum „Papiere prüfen“ mitgenommen. Wir sahen sie nicht mehr wieder. Einmal kamen drei sehr robust auftretende Offiziere und erklärten, den Pflegedienst könnten auch alte Weiber machen. Die Schwestern sollten zu anderer Arbeit mitgehen. Es gab einen schweren Kampf. Erst als ich ihnen sagte, dass zur Pflege der an Knochentuberkulose leidenden Kinder Spezialausbildung erforderlich sei, wenn eine Verschleppung und Übertragung der Tuberkulose vermieden werden sollte, zogen sie ab. Vor Tuberkulose hatten sie Respekt. Das Wort wirkte noch öfter Wunder.
Inzwischen hatten Dr. Laufenberg und Dr. Stern auch im Marienkrankenhaus in einem vom Feuer verschonten Flügel ein Ambulatorium aufgemacht und einige Krankenbetten eingerichtet. Dr. Stern war auch als Chirurg ausgebildet, und Dr. Laufenberg war Facharzt für Innere Krankheiten. Wir arbeiteten eng zusammen und tauschten Fälle aus, je nach dem Fachgebiet, in dem sie der Behandlung bedurften. Die Behandlung war natürlich kostenlos, auch Verbandzeuge und Medikamente lieferten wir an die Patienten. Geld kursierte sowieso nicht, und es gab auch keine Läden, wo man hätte etwas kaufen können. Trotzdem gab es „dankbare Patienten“. So erhielten wir gelegentlich eine Schachtel Streichhölzer oder ein Licht, welche für uns unschätzbare Wertgegenstände bildeten. Petroleum war sehr knapp geworden, so dass nur im Notfall eine Lampe angesteckt werden durfte. Nach unserem Tagesprogramm mussten mit Beginn der Dunkelheit alle Arbeiten abgeschlossen sein.
Die Russen begannen nun, die Straßen aufräumen zu lassen. Ältere „Damen der Gesellschaft“ mussten Schnee schaufeln und aus den Rinnsteinen das Eis heraushacken, ferner wurden die Schuttmassen in den Hauptverkehrsstraßen zusammengeschaufelt, auf Handwagen geladen und weggekarrt. Als Aufseher beschäftigten die Russen dabei Deutsche, die sich bei der Kommandantur als Kommunisten ausgewiesen hatten und hofften, gleich einen fetten Posten zu bekommen. Sie behandelten die ihnen unterstellten Frauen sehr grob. Ein besonders übler Kerl gab einer Frau einen solchen Fußtritt, dass sie hinfiel und sich einen Schenkelhals brach. Nach früherem Muster nannten sich diese Männer, die auf einzelne noch bewohnte Stadtviertel verteilt waren, „Blockleiter“ und haben diesem verhassten Titel keinen neuen Glanz verleihen können. Die intelligent erscheinenden „Kommunisten“ wurden in einer Weise beschäftigt, die für die Russen wertvoller war. Sie mussten Spitzeldienste verrichten. Sie

sollten nach Nazis suchen und in der Bevölkerung nach verdächtigen Bemerkungen herumhören. Da ständig Flüchtlinge zurückkehrten, die auf ihrer Flucht nicht weit gekommen waren, standen sie als Aufpasser am Bahnhof und auf den Zufahrtsstraßen und warteten auf Opfer. Jeden Mittwoch mussten sie sich auf der GPU, wie die russische geheime Staatspolizei damals hieß, melden. Konnten sie in der ersten Woche nichts angeben, wurden sie verwarnt, in der zweiten Woche verprügelt und in der dritten Woche verschickt. Mancher hat mich um Rat gefragt, wie er entfliehen könne. Ich konnte dabei nicht helfen.
Gern hätte ich Frau Rechtsanwalt U. geholfen, einer sehr resoluten Dame und guten Rednerin. Sie war eine wütende Hitlergegnerin und hatte der Stauffenberg-Bewegung angehört, die das Hitlerattentat versuchte. Als die Russen mit den Vergewaltigungen begannen, ging sie couragiert auf die Kommandantur und erklärte: „Das Verhalten ist ein Skandal, diese Schandtaten widersprechen den internationalen Vereinbarungen. Ich habe regelmäßig die Radiosendungen von Moskau gehört, und was Sie da treiben, ist nicht im Sinne Stalins!“ Der Erfolg war, dass sie gleich dabehalten wurde, weil sie Beleidigungen über die russische Armee ausgesprochen hatte. Sie soll furchtbar behandelt worden sein. Später wurde sie im Keller des GPU-Gebäudes in der Langgasse untergebracht, der ungeheizt war und keine Möblierung enthielt. Wir erfuhren das von einer Sekretärin, die dort arbeitete und bei mir heimlich Patientin war. Nach weiterem Bericht soll Frau U. schließlich geistesverwirrt nach Russland verschickt worden sein. Ein furchtbares Ende nach einer so heroischen Tat.
Mit dem beginnenden März gab es schon wärmere Tage. In der Birkenallee in unserem Garten begannen die Säfte zu steigen. Das lockte die Soldaten unserer Nachbarschaft an. Sie bohrten alle Birkenstämme an und sammelten den Saft in unter den Bohrlöchern aufgehängten Bechern, um sich dann damit zu waschen. Diese kosmetische Pflege entbehrte bei den rohen Gesellen nicht der Komik. Doch auch hier ging es nicht ohne unsinnige Zerstörung aus. Es waren alte Birkenbäume mit hohen Stämmen und großen Kronen. Eines Mittags hörten wir Maschinengewehrschießen, und in kurzer Zeit waren die Kronen der Bäume mit Schussserien abgesägt und fielen in den Garten. Unten tropfte noch der Saft aus den Löchern, die die Schützen selbst gebohrt hatten.
Eines Abends wurde uns ein in Russisch und Deutsch abgefasster Befehl gebracht, nach dem wir uns am nächsten Morgen alle auf der Kommandantur in der Kaiserstraße einfinden sollten. Das war ein harter Schlag, denn wir wussten, dass wir wahrscheinlich alle dort bleiben müssten. Ich glaube, in der Nacht hat niemand von uns geschlafen, und am Morgen schmeckte das Frühstück nicht. Wir zogen uns warm an und marschierten, bis auf eine Schwester, die bei den Kindern blieb, geschlossen nach der Kaiserstraße. Dort standen schon viele Menschen auf dem Hof und warteten. Es wurden immer mehrere in das Büro gerufen und danach draußen zu Trupps zusammengestellt. Was das bedeutete, wussten wir nur zu gut. Schlimmeres, als was uns da bevorstand, konnte kaum kommen. Es musste etwas gewagt werden. So beschlossen wir, einzeln, möglichst unbemerkt zurückzugehen, erst die jüngeren, dann die älteren Schwestern und das übrige Personal und zum Schluss meine Frau und ich.

Während die ersten gingen, unterhielt ich mich mit einem Posten, den ich kannte, denn ich war oft genug auch auf dieser Kommandantur gewesen. Ich bot ihm Zigaretten an und lenkte ihn ab, so gut es ging. Nebenher schielte ich nach den Schwestern und sah, wie sie sich geschickt von dannen machten. Schließlich waren alle weg, bis auf meine Frau. Sie erklärte dem Posten einfach, sie müsse einmal weggehen und entfernte sich, ohne die Antwort abzuwarten. Ich schlug dem Posten vor, doch wieder einmal zu uns zu kommen, ich hätte noch einen Schnaps für ihn. Als meine Frau nicht zurückkehrte, stellte ich mich unruhig und erklärte, ich müsse nach ihr sehen. Dafür hatte der Posten jetzt, mit Aussicht auf den Schnaps, Verständnis. Er hatte auch wohl das Spiel durchschaut. Jedenfalls durfte ich gehen. Wir wurden nicht wieder bestellt.
Später wurde ich an einem Nachmittag von einem Soldaten zur Hauptkommandantur nach der Wilhelmstraße geholt. Der Mann sprach fließend Deutsch und wurde als Dolmetscher beschäftigt. Er war sehr freundlich, konnte mir aber nicht sagen, weshalb ich gerufen wurde. Auf der Kommandantur ging es dann harmlos zu. Man erkundigte sich nach einem polnischen Kind, das bei uns lag. Ein Onkel des Kindes, ein polnischer Pfarrer, hätte sich danach erkundigt, um es zu sich zu nehmen. Ich war gern damit einverstanden; wir würden einen Esser weniger haben. Am nächsten Tag kam der Pfarrer, der ein feines pädagogisches Talent zeigte. Das etwa drei Jahre alte Kind kannte ihn nicht und war sehr scheu. Der Pfarrer bat, zwei Tage bei uns bleiben zu dürfen. Während der Zeit brachte er dem Kind alle Speisen, und da es schon etwas gehen konnte (es litt an einer Knietuberkulose) ging er mit dem Kind im Garten spazieren. Am zweiten Tag war es mit dem Onkel so vertraut, dass es ohne Schwierigkeiten mit ihm das Haus verließ. Wir haben noch einige Kinder der Landbevölkerung so entlassen können. Der Pfarrer war übrigens so glücklich, seine kleine Nichte noch lebendig wiederzufinden, dass er dem Haus 300 Zloty schenkte, die wir später gut verwenden konnten.

Die Polen kommen

Anfang April begannen zuerst einzelne, dann mehr und mehr Polen einzusickern. Sie waren in einem entsetzlich abgerissenen Zustand. Die Kleider zerrissen und verschmutzt, um die Füße nur Lappen gewickelt. Sie kamen aus Weißrussland und hatten Jahre hindurch erst unter Deutschen, dann unter den Russen gelitten. Es waren solche, die nicht wie die anderen unterwegs erfroren oder verhungert waren. Sie waren die ersten Pioniere und sehr rührig. In kurzer Zeit richteten sie in Ruinen oder in Lauben, die sie aus den Gärten herbeischafften, kleine Läden ein und verkauften dort alte Kleider oder Lebensmittel. Als später aus Schweden und Amerika große Mengen von Paketen als Hilfsaktion eintrafen, konnte man alles, was in den Paketen war, in diesen Buden kaufen. Dann kamen auch „hohe Herren“, und wir erfuhren, dass am 30. Mai 1945 die Polen die Regierung und Verwaltung von Stadt und Land übernehmen würden. Das russische Militär wurde abgezogen (wenigstens pro forma), aber die russische Kommandantur in der Wilhelmstraße blieb bestehen. Die Polen begannen, die Schäden am Rathaus, dem Regierungsgebäude und der Hauptpost und an weniger zerstörten anderen Gebäuden auszubessern. Später wurden mit Hilfe des deutschen Ingenieurs Sch. die Wasserwerke, die Gasanstalt und das Elektrizitätswerk wieder in Betrieb gesetzt. Ein Jahr später fuhr sogar auf kurzer Strecke die elektrische Bahn wieder. Sch. war auf seiner Flucht bis Wittenberg gekommen, hatte dort aber keine geeignete Arbeit gefunden. Als man ihm erzählte, in Allenstein sei nichts zerstört und die Einwohner bekämen ihre Geschäfte wieder, kehrte er zurück und war dann erstaunt, was er vorfand. So ist es noch vielen Deutschen ergangen; wenn sie zurückkamen, wurden sie von den am Bahnhof wartenden Spitzeln erkannt, dann bald verhaftet und nach Russland transportiert.

Im Rathaus wurde in der ersten Etage die Stadtverwaltung, in der zweiten die Regierung untergebracht. Das Regierungsgebäude bezog die Eisenbahndirektion. Das frühere Amtsgericht wurde Sitz der Polizei, d.h. der Miliz und der „U-B“, also der geheimen Staatspolizei. In die Mittelschule am Belianplatz zog das Gericht ein. An der Spitze standen viele „Präsidenten“. Die meisten Polen, die ankamen, wurden „Beamte“. Es wimmelte bald in allen Ämtern von Sekretären und Sekretärinnen, und sie begrüßten sich gegenseitig mit Handküssen. Das hörte auch nicht auf, als es bei der großen Typhusepidemie durch Anschläge verboten wurde. Alle waren Kettenraucher, und ein nicht unbedeutender Teil ihrer Arbeitszeit ging mit Zigarettendrehen drauf. Sie machten das mit der Ruhe und dem Zeremoniell einer heiligen Handlung. Ununterbrochen zogen die angestellten Damen und Herren von einem Büro ins andere, um sich zu besuchen. Nach dem Handkuss folgte gewöhnlich eine lange Plauderei, bei der man sich auch Tee anbot. Das Publikum musste dann stundenlang warten und bekam häufig die Antwort: „Komm morgen.“ Leider gehörte ich auch sehr oft dazu. Unter den Beamten herrschte ein erbitterten Parteikampf. Die aus höhe-

ren Ständen stammten, und es gab wirkliche Aristokraten, gehörten gewöhnlich der Bauernpartei an, während die Neu-Arrivierten Schützlinge der Kommunisten waren.
Mit der Zeit veränderte sich das Bild. Die „Aristokraten“ verschwanden und saßen wohl zum größten Teil im Gefängnis, während die andern mehr und mehr das Feld beherrschten. Noch entschiedener verschoben sich die Verhältnisse nach der ersten polnischen Wahl. Man verfuhr nach altbewährtem Rezept. Die Führer der Bauernpartei und viele „Verdächtige“ wurden acht Tage vor der Wahl ins Gefängnis gesperrt, und so wurde die Wahl zum völligen Sieg der Kommunisten. All das, wie überhaupt die ganze Verwaltung, wurde von den Russen dirigiert. Es waren eine Menge „Kommissare“ da, die in allen Ämtern saßen. Einer besuchte auch uns öfter, wohl um uns zu überhören. Er erzählte mit Stolz, wie viele Attentate schon auf ihn verübt worden wären und zeigte, dass er in jeder Manteltasche einen Browning trug. Dieser Mann fuhr fast jede Woche nach Moskau, um sich dort Anweisungen zu holen. Er war kein Freund der Polen und hat uns später wichtige Winke gegeben. Überhaupt war das Verhältnis zwischen Russen und Polen sehr gespannt. Am schlimmsten stand es zwischen der polnischen Miliz und den russischen Soldaten. Sehr häufig gab es in der Nacht Schießereien, besonders auf dem Bahnhof, wo sie beim Ausrauben der Züge aufeinander trafen. Beide Parteien bemühten sich, diese Vorfälle geheim zu halten, aber die Schüsse wurden gehört, und hin und wieder sprach eine nicht rechtzeitig weggebrachte Leiche eine nicht misszuverstehende Sprache.
Man richtete jetzt auch das Marienkrankenhaus wieder ein und machte die frühere Säuglingsklinik zum Eisenbahnerkrankenhaus. Mit letzterem sollte ich später eine ernste Bekanntschaft machen und dort Schwestern wiederfinden, die ich schon früher im Marienkrankenhaus gekannt hatte. Es waren Nonnen, die die Russen ergriffen und ins Gefängnis gesperrt hatten. Das war gleich am Anfang gewesen, als das Gefängnis, trotz des starken Frostes, nicht geheizt wurde und die Räume so überfüllt waren, dass die Insassen sich kaum rühren konnten. Jetzt hatten die Polen die Nonnen freigelassen. Sie waren, ebenso wie der Erzpriester, zum Polentum übergetreten. Das kam auch sonst, vielfach zwangsweise, vor. Die Polen erklärten beispielsweise, dass alle Einwohner, deren Name auf „ki“ endigte, von polnischer Abstammung wären und machten sie zu Polen. Das hatte, soweit es Bauern betraf, gewisse Vorteile.
Für uns wurde die Situation auch kritischer. Zunächst mussten wir wieder Listen einreichen und polnische Fragebogen ausfüllen, die wir nicht lesen konnten. Daraus entstand für einige Sekretärinnen im Rathaus ein gutes Geschäft. Die Bevölkerung und auch wir standen dort in langen Reihen an, um für uns die Bogen ausfüllen zu lassen. Das kostete natürlich Geld. Es war jetzt polnisches Geld im Umlauf. Deutsches Geld war wertlos und wurde noch nicht eingewechselt. Später, als Polen unter der Hand Beziehungen mit Deutschen außerhalb Polens aufnahmen und Deutsche ins Reich abtransportiert wurden, wurde das anders. Wir konnten jetzt für uns alle das von dem polnischen Pfarrer gestiftete polnische Geld verwenden. Später verkauften wir Porzellan, Bücher, Kristall

und Teppiche etc., obwohl es streng verboten war, denn wir hatten kein Eigentumsrecht an unseren Sachen mehr.
Schließlich bekamen wir alle, auch die Kinder, befristete neue Ausweise. Wichtiger war, ob wir auch Lebensmittel bekommen würden. Die Polen schickten uns zu den Russen, weil sie angeblich selbst nichts hätten, und die Russen erklärten, sie hätten mit der Verwaltung nichts mehr zu tun und wir wären jetzt den Polen unterstellt. Nach langer Verhandlung gelang es, von der russischen Kommandantur ein abgestempeltes Schreiben zubekommen, das die Polen offiziell anwies, uns zu beliefern. Mit diesem Schreiben ließ ich mich durch Vermittlung eines polnischen evangelischen Pfarrers, der aus Lyck stammte, beim „Präsidenten“ einführen. Das half, denn das Schreiben, das ich nicht lesen konnte, muss wohl sehr deutlich gewesen sein. Wir bekamen alle Lebensmittelkarten und konnten uns darauf an der städtischen Ausgabe die Sachen abholen – wenn etwas da war. Ich habe sehr häufig mehrere Stunden in den Vorzimmern vergeblich zugebracht, während der Junge, der mich begleiten musste, draußen unseren Handwagen bewachte, damit er nicht inzwischen weggestohlen wurde. Ich musste immer persönlich zum Empfang der Lebensmittel erscheinen, was mich viel von der jetzt sehr reichlichen Arbeit abzog. Bald kam ich dahinter, dass die Räder besser liefen, wenn man sie schmierte. Die Beamten bekamen alle ein so niedriges Gehalt, dass sie unmöglich davon leben konnten. Sie mussten eine Nebenbeschäftigung haben oder waren auf Bestechung angewiesen. Frauen der höchsten Beamten, auch der Milizoffiziere, machten Verkaufsbuden auf. Die Frau eines Milizmajors bewirtschaftete eine Kneipe usw. Ich kam später sehr viel in diese Kreise, denn nach dem Tod von Dr. Laufenberg und der Abreise von Dr. Stern war ich der einzige deutsche Arzt. Wie das Fremde immer mehr Zuspruch hat, wurde ich eine Art Modearzt. Das gab interessante Einblicke in alle Kreise der neuen Gesellschaft.
Bald nachdem die Polen gekommen waren, wurde ich zu einer Besprechung ins Rathaus bestellt. Die Russen hatten verlangt, dass die geisteskranken Frauen, die noch in Kortau verblieben waren, dort wegkämen. Man wusste nicht, wohin mit ihnen. Ich bereitete für sie die Turnhalle der Oberrealschule vor, die außer einigen Dachschäden in Ordnung war. Schon am nächsten Tag brachten die Russen die sehr erregten Frauen in Lastwagen an. Sie hatten fast kein Gepäck bei sich und waren so blöde, dass sie nicht einmal ihren Namen angeben konnten; erst als auf mein Drängen einige Schwestern und ein Wärter aus Kortau dazukamen, konnten wir Namenslisten anfertigen.
Zunächst bekamen wir keine Lebensmittel für die Kranken. So viel ich konnte, brachte ich Speisen von uns in die Turnhalle, außerdem bettelte ich bei den Deutschen, die in der benachbarten Volksschule untergebracht waren. Wieder drückte ich mit Hilfe der Russen auf die Polen und erreichte, dass ich täglich um 2 Uhr einen Kessel mit Suppe von einer öffentlichen Ausgabestelle abholen durfte. Das war wieder eine Handwagenfuhre mehr pro Tag. Da wir nur einen Kessel voll abholen durften, holte ich den großen Waschkessel aus dem Dorotheenhaus, aber selbst dieser enthielt nur so viel, dass jeder der Patienten nur eine flache Schale Suppe bekommen konnte, wovon natürlich niemand satt

wurde. Soweit die Frauen gehen konnten, schlugen sie sich um die Schüsseln, wobei noch manches verschüttet wurde. Viele hatten schon Dysenterie und einige auch Typhus. Wir hatten im Dorotheenhaus nur wenige Steckbecken vorgefunden, und die wenigen Schwestern reichten nicht aus, um die Patienten sauber zu halten. Die Wasserleitung funktionierte noch nicht. Tagsüber fuhr ein alter Mann, der dafür verpflegt wurde, nach der Alle, um Wasser zu holen. Die Alle war jetzt wenigstens im Bereich oberhalb von Allenstein von den Leichen gesäubert worden. Wie es weiter oberhalb aussah, wussten wir nicht. Die Frauen, die alles unter sich ließen, lagen also vielfach in ihrem Kot. Neues Stroh bekamen wir auch nicht. Es stank fürchterlich. Dazu hatten die Frauen Läuse und Wanzen. Keine hatte einen Kamm. Wir hatten nur so viele, dass wir kaum die Kinder damit pflegen konnten. So waren die Haare der Patientinnen zu stinkenden, schorfigen Weichselzöpfen verklebt.

Die Frauen starben wie die Fliegen. Sie verhungerten. Täglich musste ich zum Rathaus, um Totenscheine auszuschreiben. Ich durfte als Todesursache aber nicht „verhungert“ schreiben, sondern „entkräftet“, „Altersschwäche“, „Herzfehler“ usw. Sträubte ich mich gegen diese Lüge, dann drohten die Beamten mir mit Gefängnis. Mir konnte es schließlich gleich sein, was die Polen in ihren Akten stehen haben wollten. Die Hilfe; die ich vielen Menschen, solange ich in Freiheit war, bringen konnte, war wichtiger.

Alle Woche erschienen jetzt Anschläge, wonach alle Deutschen oder die Bewohner bestimmter Stadtgegenden oder Leute mit bestimmten Anfangsbuchstaben sich auf dem Rathaus melden sollten, um Fahrscheine für die Abreise zu empfangen. Gewöhnlich fuhr dann aber nachher kein Zug, und es blieb beim alten. Die Zustände in der Turnhalle waren nicht mehr mit anzusehen, so dass ich meinerseits zu handeln beschloss. Ich hatte den russischen Eisenbahnmajor kennen gelernt, einen Juden, der etwas deutsch sprach, wie fast alle russischen Juden. Mit ihm verhandelte ich. Täglich kamen jetzt von Berlin beladene Beutezüge, die von deutschem Personal gefahren wurden. An der alten russischen Grenze, wo eine breitere Gleisspur begann, wurden die Züge ausgeladen und kehrten leer wieder zurück. Ich fragte nun den Major, ob er mir von den leeren Wagen drei zur Verfügung stellen könnte. Als ich ihm die Lage der Kranken ganz offen unter vier Augen schilderte, willigte er ein und gab mir eine entsprechende Bescheinigung. Als ich damit zu den Polen kam, waren sie froh, die Kranken loszuwerden und gaben freudig ihre Zustimmung. Sogar Lastwagen stellten sie, um sie zum Bahnhof zu bringen. Die Gelegenheit musste aber auch sonst genutzt werden. Ich stellte noch am gleichen Tag eine Reihe Frauen und einige Männer als Pflegepersonal an, die mir befreundet waren. Am nächsten Morgen fuhren alle zur Bahnhofsrampe, wo der Zug schon bereit stand. Wie ich später erfuhr, sind noch einige Frauen unterwegs gestorben, die anderen sind, bis auf einige Belästigungen auf der dreitägigen Fahrt, in Berlin gut angekommen. Wir waren wieder eine Sorge los.

Ich habe schon mehrfach das „Dorotheenhaus“ erwähnt. Die dort zurückgelassenen Patienten waren entweder zu uns gekommen oder hatten sich selbstständig gemacht. Die Schwestern waren auch zu uns gekommen. Die übrigen

Angestellten hatten sich verlaufen, denn wir konnten sie ja nicht alle bei uns aufnehmen. Als ich das Haus zum ersten Mal wieder betrat, sah es dort wüst aus. Auch hier waren Zentralheizungskörper gesprungen und viel Wasser in die Räume gelaufen. Die Russen hatten den großen Röntgenapparat auf ungeschickteste Weise herausgebrochen und die Treppen heruntergeschleift, wobei die Holzstufen arg mitgenommen waren. Merkwürdigerweise war nicht alles gestohlen. Die 80 eisernen Kinderbetten konnte niemand gebrauchen, sie wären ohne Fuhrwerk auch schlecht wegzubringen gewesen. Aber es fand sich auch noch etwas Wäsche und eine Menge Kochtöpfe und Geschirr. Ich wusste nun eine gute Verwendung für das Haus. Durch den rücksichtslosen Abtransport so vieler Erwachsener durch die Russen waren viele Kinder ohne jede Aufsicht elternlos zurückgeblieben. Die Mütter hatten nur die Babys auf dem Arm mitnehmen können. Wenn die Frauen auf der Straße aufgegriffen wurden, war auch das nicht möglich gewesen. Mir wurde gemeldet, dass in den Siedlungen in manchen Häusern vier bis fünf und mehr verlassene Kinder hausten, die so gut es ging sich selbst versorgten oder verhungerten. Sehr viele dieser Kinder waren krank. Es lagen auch Leichen herum.

Ich sammelte die Adressen und ging mit einer Liste, die etwa 80 Kinder verzeichnete, zu den Russen. Offenbar hatten die Kommandanten von den Kindern gehört und wussten von ihrem Schicksal. Als ich vorschlug, das „Dorotheenhaus“ zum Waisenhaus einzurichten, gingen sie sehr gern darauf ein und versprachen auch, mir Lebensmittel zur Verfügung zu stellen. Der Plan war bald durchgeführt. Ich holte mir die sehr tüchtige Schwester Anna als Leiterin und den Schneidermeister R. als „Hausvater“. Einige Frauen, die sich freuten, mit der Arbeit Wohnung und Verpflegung zu bekommen, waren auch bald gefunden. Da die Zentralheizung nicht zu reparieren war, suchten wir die leeren umliegenden Häuser nach eisernen Öfen ab, bauten sie bei uns ein und legten aus Mangel an Schornsteinen die Abzugsrohre zum Fenster hinaus. Schwieriger war es in der Küche. Es war dort zwar ein Abzugskamin, doch er war seit Jahren nicht gebraucht oder gereinigt worden und zog daher nicht; in kurzer Zeit bekamen wir auch ihn in Ordnung.

Die Kinder kamen in einem schrecklich verwahrlosten Zustand an. Sie waren schmutzig und nur dürftig in Lumpen gehüllt. Manche waren bis auf die Knochen abgemagert. Viele litten an Dysenterie, ihre Haut war mit Schorf bedeckt, auch Läuse und Wanzen waren keine Seltenheit. Die Kinder mussten sehr vorsichtig ernährt werden, denn die an keine regelmäßige Nahrung gewöhnten Mägen und Verdauungswege versagten ihre Arbeit. Manche starben trotz größter Sorgfalt und der reichen Erfahrung der unermüdlichen Schwester Anna. Wir fanden auch eine Lehrerin, die die größeren Kinder unterrichtete und mit allen spielte oder sie sonst beschäftigte. Die kleineren Kinder wussten nicht, wie sie hießen, so dass wir ihnen provisorische Namen geben mussten. Bald war ein reges Leben und Treiben in dem ganzen Haus, und wenn ich zur „Visite“ kam, hörte ich schon von weitem fröhlichen Gesang. Leider dauerte das nicht lange. Als die Polen sich etwas eingerichtet hatten, drängten sie das von mir angestellte Personal allmählich hinaus. Es kamen dann mehrere polnische

Ärzte, die dem polnischen Personal Verordnungen machten, die z.T. meinen Anordnungen zuwiderliefen, so dass ich auch das Feld räumen musste. Mit mir gingen auch die letzten deutschen Angestellten unseres Waisenhauses. Es wurde nun nur noch polnisch gesprochen, obwohl die Kinder kein Wort davon verstanden. Doch Kinder lernen sehr schnell eine fremde Sprache, das erlebe ich jetzt hier in Australien bei den europäischen Emigrantenkindern. Als die ersten polnischen Schulen eröffnet waren, führten Kindergärtnerinnen die Kinder truppweise zum Unterricht. Wenn sie später nicht doch nach Deutschland ausgewiesen worden sind, wovon die Rede war, werden sie heute gute Polen geworden sein.
Jetzt konnte ich wieder meine ganze Arbeitskraft unseren Kindern und dem Ambulatorium zuwenden. Auch dort war die Zahl zusammengeschmolzen. Einige Kinder waren abgeholt worden, auch Todesfälle hatte es gegeben. Die Arbeit für die Schwestern war einfacher geworden, und es fiel vor allem die nächtliche Angst vor den Überfällen weg. Wie wenig hatten die Schwestern in der ersten Zeit geschlafen, ständig gespannt lauschend, ob jemand kam. Wenn die Russen gekommen waren, hatten wir besonders die jungen Schwestern in einem kleinen dunklen Keller versteckt, der noch unter der Wohnküche im Keller lag. Dieser hatte nur einen kleinen Luftschacht, der außen am Erdboden ausmündete. Zum Einstieg musste die Klappe im Fußboden der Wohnküche geöffnet werden, dann führte eine Leiter hinab. Über die Klappe wurde wieder ein alter Teppich gelegt und ein Tisch daraufgestellt, so dass niemand ahnen konnte, dass darunter noch ein Raum lag Die Russen haben ihn auch nie entdeckt. Trotz des unheimlichen Aufenthaltes haben unsere jungen Schwestern dort manche Nacht verbracht.
Diese Gefahr war nun also fast vorüber, aber es stiegen bald andere auf. Die Sorgen um die Verpflegung so vieler Menschen veranlassten mich, mit allen Mitteln an dem Plan zu arbeiten, die Kinder und das Personal, ebenso wie früher die Geisteskranken, nach Deutschland zu befördern. Das war aber schwieriger, weil die Polen die Geisteskranken gerne los werden wollten. Wie würden sie sich hierzu stellen? Zunächst erklärten sie, es wäre unmöglich, weil sie keinen Zug stellen könnten, denn an die Russen wollten sie sich nicht wenden. Ich bat sie darauf, mit ihrem Eisenbahnamt verhandeln zu dürfen. Ich fand einen älteren, sehr entgegenkommenden, erfahrenen Beamten. Er versuchte allesmögliche und bestellte mich des Öfteren zu sich. So wurden wir vertrauter, zumal es sich um einen alten Beamten aus Westpreußen handelte, der nach dem ersten Krieg hatte zu den Polen übertreten müssen. Als wir einmal unter vier Augen waren, rückte ich mit meinem russischen Plan heraus. Auch er sah darin die einzige Lösung und versprach, unter Ausschließung des bei den Polen sehr wichtigen Instanzenweges, sich direkt mit dem „Präsidenten“ in Verbindung zu setzen. Auch ich suchte den Präsidenten, der inzwischen mein Patient geworden war, auf. So erreichte ich schließlich seine Zustimmung. Aber damit hatte ich noch keinen Waggon.
Jetzt kam der zweite schwierige Weg zu den Russen. Zur Rückendeckung nahm ich mir vom polnischen Magistrat die russische Dolmetscherin mit, die

auch meine Patientin war. Das sollte später noch aus einem ganz anderen Grund wertvoll werden. Wir wurden wieder von demselben freundlichen Eisenbahnmajor empfangen, den ich schon kannte. Diesmal ging er nicht auf meine Bitte sofort ein. Er war sehr kinderlieb und fürchtete, die Fahrt im Güterwagen, die bis Berlin immer noch drei bis vier Tage dauerte, würde für die Kinder zu anstrengend sein. Er wusste auch, dass die Züge unterwegs von Russen und Polen überfallen und ausgeraubt wurden. Seitdem der Krieg am 9. Mai beendet und Berlin besetzt war, hatten die Polen eine Reihe Transporte mit Deutschen durchgeführt. Sie wollten allmählich alle Deutschen hinausbringen. Diese Züge hielten unterwegs auf freiem Felde und dann fielen Horden von Polen oder Russen über sie her, warfen alles Gepäck zu den Fenstern hinaus, beraubten die Fahrgäste selbst ihrer Kleider, so dass sie in Berlin bei der Ankunft zunächst von Hilfsorganisationen bekleidet werden mussten, bevor man sie aussteigen lassen konnte. Dem wollte der Eisenbahnmajor die Kinder nicht aussetzen. Ich schilderte ihm darauf die Schwierigkeit unserer Lage, besonders betreffs der Verpflegung. Bei der Tendenz, alle Deutschen auszuweisen, würden die Kinder die Fahrt in Kürze doch machen müssen. Warum also noch länger warten?
Nach langer Verhandlung willigte er ein. Ich sollte alles vorbereiten, besonders formgerechte Ausweispapiere für alle besorgen und ihm melden, wann wir bereit wären. Das war noch eine schwere Aufgabe. Es musste mit vielen „Präsidenten“ verhandelt werden, die alle verschiedene Meinungen hatten. Gab der eine die Zusage, hatte der andere wieder Bedenken und Einwände. Als ich mein Ziel bei den „Spitzen“ erreicht hatte, begann der Kampf mit den Unterbeamten, die die Papiere ausfüllen mussten. Da ging es ohne „Schmieren“ nicht ab. Tagelang wanderte ich von Büro zu Büro, denn unsere Listen mussten den Instanzenweg gehen, bis ich zuletzt zu dem Mann mit den Stempeln kam. Hier erfuhr ich, dass ein Gesetz bestand, wonach „Spezialisten“ die Stadt nicht verlassen durften, und da ich ein „Spezialist“ sei, dürfe ich auf keinen Fall mitfahren. Dann sollten wenigstens die Kinder weg! Mir war bei dem Gedanken, zurückbleiben zu müssen, recht wehmütig zumute. Aber ich kam wenig zum Nachdenken.
Jedes Kind bekam wieder eine Papptafel um den Hals gehängt, auf der der Name und die Heimatadresse standen. Es waren nur noch Kinder, deren Angehörige nicht in Allenstein wohnten, bei uns, und niemand wusste, was aus den Eltern geworden war und ob sie je ihre Kinder wiedersehen würden. Ich habe später Anfragen von einer dänischen oder norwegischen Suchkommission erhalten. Außer der Tafel hatte jedes Kind einen Beutel mit Lebensmitteln als eiserne Ration umgehängt. Schließlich wurden auch noch mehrere sehr große Säcke mit Wäsche, Kleidern, Lebensmitteln und Geräten aller Art vollgepackt. Sie waren so schwer, dass nur zwei Männer sie mit Mühe heben konnten.
Am Tage der Abreise, es war wohl Mitte Juli, leider weiß ich nicht mehr das genaue Datum, waren wir schon beim Morgengrauen auf den Beinen. Unser Kastenwagen fuhr viele Male hoch beladen zum Bahnhof. Es war unbestimmt, wann der Zug einfuhr. Wir sollten nur „morgens“ da sein. Um sieben Uhr war

alles auf Bahnsteig 1, unter der stark zerschossenen Überdachung am Bahnhofsgebäude gelagert. Es war ein sehr warmer Tag mit Gewitterneigung. Die Kinder lagen in mehreren Reihen auf dem Boden, die Erwachsenen um sie herum, und daneben war das Gepäck gestapelt. Ich hatte noch kurz vor dem Verlassen des Hauses alle versammelt und eine kleine Abschiedsrede gehalten, in der ich besonders den Schwestern für die geleistete schwere Arbeit unter so schwierigen Verhältnissen dankte und allen gute Reise wünschte. Als Abschiedsgeschenk übergab ich ihnen alles deutsche Geld, das ich noch hatte. Es waren einige hundert Mark.
Als gegen zehn Uhr immer noch kein Zug da war, wurden wir etwas unruhig. Einzelne Russen begannen, sich an unser Gepäck heranzumachen, so dass wir die Kinder um es herum lagern mussten. Ich ging wieder zum Bahnhofskommandanten. Er meinte, wir müssten Geduld haben, der Zug würde bestimmt kommen, aber er wüsste niemals genau die Zeit. Ein Zug wäre bisher jeden Tag durchgekommen. Die unsichere Nachricht hob nicht die Stimmung, zumal sich das Gewitter langsam näherte und sich gegen Mittag entlud. Erst gegen Abend lief der Zug ein. Während wir die Kinder in den leeren Viehwagen luden, stand ein Beamter mit der Liste dabei und kontrollierte genau, wer einstieg. Noch einmal verabschiedete ich mich von allen, und ich weiß nicht, ob wir, wenn meine Frau am Zug gewesen wäre, nicht doch mit untergeschlüpft wären. Es wäre uns dann viel Elend erspart geblieben. Der Zug rollte hinaus und ich atmete auf, als soweit alles gelungen war, so dass die Kinder wieder nach Deutschland kommen würden.
Damit war die Aufgabe erfüllt, deretwegen meine Frau und ich in Allenstein geblieben waren.
Wenn ich jetzt auf unsere Lage von damals zurückschaue, muss ich es für ein großes Glück ansehen, dass wir am 21. Januar 1945 mit den Kindern nicht in einem der Flüchtlingszüge mitkamen. Diese Züge kamen nicht mehr aus Ostpreußen heraus, und die Insassen mussten über das Frische Haff, dessen Eis nicht mehr gut trug, nach der Nehrung wandern, um nach Danzig zu kommen. Mit den Kindern wäre das ganz unmöglich gewesen. Sie wären alle elend zugrunde gegangen, weil sie nicht gehen und mit den Verbänden auch nicht getragen werden konnten. Jetzt kamen sie nach drei bis vier Tagen wohlbehalten in Berlin an. Unterwegs wurde die Gesellschaft, wie man uns schrieb, mehrfach von Russen und Polen belästigt, wohl auch einiges Gepäck gestohlen, aber im Ganzen gesehen ging alles recht gut.
In Berlin, wo alles in Trümmern lag, wusste zunächst niemand, wo man mit den Kindern hin sollte, bis sie schließlich im „Oskar-Helene-Heim“ in Berlin-Dahlem landeten, der großen orthopädischen Heilanstalt, wo ich unter Professor Biesalski von 1913 bis 1920 gearbeitet hatte.

Polnisches Leben

Als ich wieder zu Hause anlangte, war meine Frau froh, dass ich da und die anderen fort waren. Das Haus erschien uns jetzt ganz leer. Die ungewohnte Stille war etwas unheimlich. Niemand wollte jetzt etwas von uns, wir hatten nur für uns zu sorgen. Wir waren allein, so allein, wie wir wohl noch nie in unserem Leben gewesen waren. Dazu um uns in der Stadt nur Menschen, deren Sprache wir nicht verstanden, die uns nicht liebten und nur darauf aus waren, uns alles, was wir noch besaßen, zu rauben, was ihnen schließlich auch gelang. Es lag eine schwere Zeit vor uns, von der wir nicht wussten, ob sie sich jemals bessern würde. Aber wir hatten noch das Haus und den Garten, wenn er auch verwüstet war. An Arbeit würde es nicht fehlen, und damit würden wir auch unser Brot haben. Unsere Hoffnung war, dass das Gesetz betreffs der „Spezialisten“ aufgehoben werden würde und wir Allenstein verlassen könnten, sobald genügend polnische Ärzte eingetroffen sein würden.
Der Gedanke, dann das Haus und allen lieb gewordenen Besitz im Stich lassen zu müssen, war auch nicht ermunternd. Doch vorläufig bestand keine Aussicht, wegzukommen. Eine Hauptsorge bildeten für uns unsere Söhne. Beide waren vor Kriegsende in ein Zwangsarbeitslager der „Organisation Todt“ abtransportiert worden. Wir wussten, dass die Nazis die Absicht hatten, alle in diesen Lagern zusammengebrachten „Mischlinge, jüdisch Versippte, Zigeuner, Zuchthäusler und sonstige Wehrunwürdige“, wie es in Hitlers Verfügung hieß, umzubringen. War ihnen das noch gelungen? Und wenn nicht, was war aus unseren Söhnen geworden? Wir waren in großer Sorge. Sobald die Post ging, schrieben wir deutsche und französische Briefe an das Rote Kreuz nach Berlin, Warschau und Zürich. Wir haben nie eine Antwort erhalten, wissen auch nicht, ob die Briefe befördert wurden, obwohl die Polen ein Rot-Kreuz-Büro unterhielten, das diese Briefe sammelte. Es gab besondere Vordrucke dazu, in die man, soviel ich mich erinnere, 25 Worte schreiben durfte. Aber was nützte uns die ganze Organisation, wenn man keine Antwort bekam, nicht einmal eine negative. Wir erfuhren erst im Februar 1946 über England, dass die Söhne noch lebten.
Da ich jetzt nur noch „Privatpraxis“ machte, veränderte sich ganz mein Tagesprogramm. Am Vormittag hielt ich „Sprechstunde“ und nachmittags machte ich Hausbesuche. Ich war Allgemein-Praktiker geworden. Es fiel recht schwer, die weiten Wege zu Fuß zu laufen. Manchmal holten mich auch Polen mit einem Fuhrwerk ab, aber diese Fahrten waren immer ein bisschen unheimlich, besonders wenn sie abends im Dunkeln stattfanden. Man wusste nie, ob es sich nicht um eine Mystifikation handelte, um mich unterwegs auszurauben. Meistens wurde ich von den polnischen Familien sehr gastlich aufgenommen. Es war die Regel, dass ich vor der Untersuchung der Patienten erst zu Tisch gebeten und, je nach Tageszeit, bewirtet wurde. Schnaps spielte dabei die Hauptrolle, aber die Polen betrachten es direkt als unhöflich, ein Glas anzubieten, ohne dazu etwas zum Essen zu reichen. Eine Sitte, die sehr zu begrüßen ist und die wir

bei uns auch einführten. Das Honorar bestand manches Mal im Geld, häufiger in Lebensmitteln.
Nachdem mehr und mehr polnische Ärzte zuzogen, zeigte sich auch bald der beginnende Konkurrenzneid. Ich hatte am 30. Mai, als die Polen offiziell die Herrschaft übernahmen, von der Gesundheitsabteilung eine Bescheinigung erhalten, dass ich Praxis ausüben dürfe und mir war erlaubt, an der Eingangstür ein Namensschild und das Rote Kreuz anzubringen. Eine weitere Bescheinigung besagte, dass mein Haus und die gesamte Einrichtung unter staatlichem Schutz stand und niemand das Recht hätte, Eingriffe zu tun. All das war den „Kollegen“ ein Dorn im Auge, und sie sannen auf meine Vernichtung.
Anfang Juli erschien auf ihre Veranlassung an einem Sonntag ein total betrunkener Major in Begleitung des ebenso betrunkenen Stadtbeamten, der die Stempel führte, und erklärte in übertrieben schnarrendem Befehlston: „Herr Doktorrr, Sie müssen morgen früh für acht Wochen in einem landwirtschaftlichen Arbeitslager eine ärztliche Station aufmachen. Ich weiß, es ist schwerrr für Sie, aber die Ernte geht vor allem vorrr!“ So sollte ich zunächst für eine Weile ausgeschaltet werden. Die Sache sah verzweifelt aus. Als ich den Herren noch einigen Schnaps serviert hatte, zogen sie schon viel beruhigter ab. Am gleichen Tag ging ich zu meinem „Freund“ Direktor St., um Rat zu holen. Er hielt die Sache auch für sehr bedenklich und nahm an, ich würde von dem Lager weiter verschickt werden und vielleicht überhaupt nicht mehr zurückkehren. Angesichts der hohen Stellung des „Majors“ wäre größerer Aufwand zur Beilegung des Befehls notwendig. Das hatte ich erwartet und übergab ihm zur Unterstützung bei der Verhandlung eine goldene Taschenuhr für den Major. Am nächsten Tag erhielt ich die Nachricht, dass ich von der Aktion befreit wäre.
Das Unglück war glücklich abgewendet, doch schon wenige Tage danach zog ein zweites, diesmal erfolgreicher für die Ärzte, herauf. Es kam eine polnische Ärztekommission und erklärte, das Gesundheitsamt hätte angeordnet, in meinem Haus müsse ein polnisches Ambulatorium eingerichtet werden. Die Vorweisung meiner Bescheinigung, dass mein Haus geschützt wäre, half nichts. Sie brachten amtlich abgestempelte Gegenbescheinigungen mit, worin stand, dass ich in dem Ambulatorium als Konsularius beschäftigt werden sollte. Auch meine Vorsprache beim „Präsidenten“ war fruchtlos. Das Ambulatorium wurde eröffnet, man setzte aber nur eine Sekretärin an meinen Schreibtisch, die tagsüber Romane las und im Übrigen die Aufgabe hatte, uns zu bewachen, damit wir nichts aus dem Hause schafften. Eine unangenehme Beigabe. Später wurde ein großes Schild an der Tür angebracht, das zum Besuch des „Polnischen Ambulatoriums“ einlud, und zwei Wochen darauf erschien auch zeitweise ein polnischer Arzt.
Im Juli trat dann das ein, was ich lange befürchtet hatte. Ich bekam einen Ileusanfall. Nach einigen Stunden begann ich mich zu übergeben, und die Sache sah sehr ernst aus. Was nun tun? Russische und polnische Ärzte behandelten keine deutschen Patienten, und ich war der einzige deutsche Arzt. In unserer Not lief meine Frau abends bei strömendem Regen zu dem polnischen Dr. Jan. Janowitz. Ich hatte ihn früher kennen gelernt. Er war Chirurg, hatte einige Zeit

bei Sauerbruch gearbeitet und, ich glaube in Riga, eine große Praxis gehabt. Meine Frau fand ihn nicht zu Hause, und seine sehr elegante Frau sprach außer polnisch nur französisch. So gut es ging, machte meine Frau ihr klar, worum es sich handelte. Dr. Janowitz kam wirklich noch am späten Abend. Die Diagnose war klar, aber er konnte am Abend nichts weiter machen, als mir zur Schmerzlinderung eine Morphiumspritze geben. Am nächsten Tag, als es mir schon sehr schlecht ging, ließ er mich auf einem Bretterwagen abholen und operierte mich im Eisenbahnerkrankenhaus. Die improvisierte Einrichtung erschwerte die Behandlung sehr. Dr. Janowitz hatte meine Frau auf den Ernst der Lage aufmerksam gemacht. Sie blieb im Krankenhaus. Als ich eine Stunde später aus dem Operationssaal getragen wurde, riet er ihr, über Nacht dazubleiben. Ich wachte erst am nächsten Morgen aus der Narkose auf, was man kaum erwartet hatte. Die Schwester, die mich dann pflegte, war mir aus dem Marienkrankenhaus gut bekannt. Sie war eine von denen, die die Russen in das Gefängnis gesperrt hatten. Ihrer Sorgfalt und der, ich muss schon sagen, rührenden Fürsorge von Dr. Janowitz neben seiner Kunst als Chirurg verdanke ich es, dass ich am Leben blieb. Ich lag in einem Krankensaal mit ca. 12 Polen zusammen, die auch alle sehr freundlich waren, nicht nur weil meine Frau bei ihren täglichen Besuchen immer etwas zum Essen für alle mitbrachte. Nur die anderen polnischen Ärzte, die auch in dem Krankenhaus arbeiteten, sahen durch mich wie Luft und würdigten mich keiner Miene.
Der Bettenmangel und die Furcht, meine Frau allein in unserem Haus zu wissen, trieben mich dabei so schnell wie möglich nach Hause. Dr. Janowitz hatte übrigens die schwierige Operation nicht nur kostenlos ausgeführt, sondern bezahlte auch noch die Krankenhauskosten für mich. Am elften Tag verließ ich, schon sitzend, das Krankenhaus und hielt am nächsten Morgen vom Bett aus die erste Konsultation. Als ich bei der Ankunft mit Mühe die Treppe heraufhumpelte, traf ich zwei Ärzte des „Ambulatoriums“ Sie gingen stumm vorüber, ohne auch nur den Kopf zur Begrüßung zu neigen. Ihre Hoffnung, ich würde nicht mehr lebendig zurückkehren, hatte ich enttäuscht.
Sie sollten sich nicht mehr lange ihres Ambulatoriums und wir uns unseres Hauses erfreuen. An einem Sonntag früh kam bald darauf ein polnischer Milizoffizier mit drei Soldaten und befahl, dass wir sofort das Haus zu räumen hätten. Ich musste gehorchen. Man wies uns eine schräg gegenüber in der Kaiserstraße gelegene Wohnung an und gestattete mir, alles, was ich wollte, mitzunehmen. Das war sehr großzügig, denn ich hätte auch still sein müssen, wenn wir nur mit einem Koffer hinausgegangen wären. So gut es ging, richteten wir uns in der neuen Wohnung ein. Das erste Zimmer neben der Eingangstür wurde „Sprechzimmer“. Die Patienten mussten in dem kurzen Korridor warten. Durch meine Krankheit war die Praxis sehr zurückgegangen, und wir brauchten Geld, um leben zu können. Wir begannen daher einen großzügigen Verkauf unserer Einrichtung. Auch Bücher wurden von Polen gekauft, die sie dann nach Deutschland verschoben. Es gab jetzt alles zu kaufen, wenn man nur Geld hatte. Uns gegenüber war ein „Grüner Laden“ eröffnet worden. Seinen Namen

hatte er von seinem äußeren Anstrich. Dort gab es alle Delikatessen, auch Torten, Konfekt, gebratene Enten und Hühner. Dazu gehörte ein kleines Restaurant, in dem man gut aß. Wir mussten aber vorsichtig ein, denn bei Deutschen wurde genau beobachtet, was sie kauften.
Da die Deutschen immer mehr zusammenschmolzen und ich jetzt hauptsächlich polnische Patienten hatte, musste ich Frau L. Als Dolmetscherin und Sprechstundenhelferin anstellen. Sie half meiner Frau auch während freier Zeit im Haushalt. Wie sich später herausstellte, überwachte sie uns gleichzeitig als Spionin. Ich ging mit ihr auch auf den Markt einkaufen, wobei es vorkam, dass wir auf der Straße zurechtgewiesen wurden, weil wir deutsch sprachen. Der Marktbetrieb war ganz groß. Es gab dort nicht alle Lebensmittel, sondern auch Haushaltungsgeräte, Kleider, Wäsche etc.
Da vorläufig keine Aussicht bestand, nach Deutschland zu kommen und ich auf den Verkehr mit der polnischen Bevölkerung angewiesen war, besuchte ich eine polnische Abendschule. Der Unterricht fand in der Volksschule gegenüber der Hauptpost statt und wurde von vielen Deutschen besucht. Man traf viele, von denen man bis dahin nicht wusste, dass sie noch am Leben waren. Aber man hörte auch ihre Leidensgeschichten. Immer wieder wurde gefragt, ob jemand etwas von Deutschland wisse. Eine Zeitung gab es nicht. Auf das Abhören oder den Besitz eines Radioapparates hatten die Russen die Todesstrafe gesetzt. Was sich in den Monaten nach der Kapitulation in Deutschland zutrug, erfuhren wir in kleinen Ausschnitten von Leuten wie Ingenieur Sch., die wieder zurückgekehrt und nun vom Regen in die Traufe gekommen waren.
Dr. Janowitz führte mich zur Mitarbeit in das Marienkrankenhaus ein. Die Operationsabteilung war einigermaßen hergerichtet und auch einige Krankenzimmer waren in Betrieb. Nach kurzer Zeit musste ich meine Besuche aufgeben, weil mich alle anderen Ärzte schnitten und kein Wort mit mir sprachen. Da nur polnisch gesprochen werden durfte, war ich allerdings auch kaum im Stande, mich zu unterhalten. Ich fürchtete, Dr. Janowitz könnten durch meine Anwesenheit Schwierigkeiten entstehen und hielt es auch deshalb für besser, fortzubleiben. Trotzdem wurde ich von verheirateten Ärzten zugezogen, wenn ihre Familienmitglieder erkrankten. Als ich das Glück hatte, den polnischen Feldwebel, der die Aufsicht bei unserem Umzug gehabt hatte und jetzt an einer schweren Pneumonie erkrankt war, durchzubringen und auch seine Frau und zwei Kinder den Typhus überstanden, wurde ich Hausarzt in vielen höheren Miliz- und „UB“-Familien. Sie unterschieden sich nur von den anderen polnischen Patienten dadurch, dass ich, anscheinend prinzipiell, nichts für meine Behandlung erhielt. Vielleicht bezahlte diese Gesellschaftsklasse aber auch sonst nicht, so dass ich keine Ausnahme bildete.
Das Gesundheitsamt musste sich schließlich der immer weiter verbreiteten Typhusepidemie annehmen. Es wurden Schutzimpfungen durchgeführt und eine Verordnung erlassen, dass kein Typhuskranker in der Wohnung behandelt werden dürfe, sondern in das Krankenhaus eingeliefert werden müsse. Zwei Dinge waren durch eine Verordnung aber nicht zu lösen: die Wasserfrage und genügend Raum im Krankenhaus zu schaffen. Beides war aber ausschlaggebend.

Niemand wusste, wie viele Menschen schon an Typhus gestorben waren. Aber jeder wusste, dass die Aufnahme in das Krankenhaus fast den sicheren Tod bedeutete. Die Patienten lagen anfangs im Keller, dann auch parterre auf Stroh, weil es noch nicht genügend Betten und Wäsche gab. Es gab wenige Steckbecken und noch weniger mit der Pflege von Typhuskranken vertrautes Personal. Bis von Schweden die großen Hilfssendungen ankamen, gab es auch sehr wenig Medikamente. Ich habe, als die Kinder fort waren und polnische Apotheken eingerichtet wurden, einen großen Teil der Vorräte aus „Frauenwohl“ an eine Apotheke verkauft. Die Typhusepidemie klang erst ab, als die Wasserleitung in Betrieb kam und die Krankenpflege besser wurde. Gleichzeitig herrschte eine Diphtherie-Epidemie. Auch da konnte ich mit meinen Serumvorräten helfen. Merkwürdigerweise schienen die Russen dagegen immun zu sein. Sie beachteten auch keine Schutzmaßnahmen.
Infolge der mangelhaften Säuberung ohne Seife – Bademöglichkeit gab es überhaupt nicht – und der vitaminarmen Kost herrschte, besonders bei Kindern, schwere Furunkulose. Es gab noch kein Penicillin. Zeitweise sah man auf dem Markt damit Handel treiben. Aber die Verkäufer hatten es lange in der Hosentasche getragen und man wusste nicht, ob es, trotz des enorm hohen Preises, noch wirkungsvoll war. Wie die Händler es herbekommen hatten, war natürlich auch unbekannt. Es konnten sogar Fälschungen sein, die wirkungslos waren. Ich hatte von „Frauenwohl“ viele Sulfonamid-Präparate in Ampullen- und Tablettenform, und da es damals noch keine Sulfonamid-resistenten Gonokokken gab, konnte ich auch vielen Geschlechtskranken helfen.
Irgendwie hatten die deutschen Eisenbahner, die die russischen Beutezüge fuhren, erfahren, dass in Allenstein oder Olsztyn, wie die Stadt jetzt hieß, ein deutscher Arzt arbeitete. So kamen sie zu uns und konnten erzählen, wie es in Berlin aussah und was sich in Deutschland ereignet hatte. Sie wurden daher nicht nur behandelt, sondern auch bewirtet, und wenn wir hörten, wie ihre Familien in Berlin hungerten, gaben wir ihnen auch noch Lebensmittel mit. Einige kamen dann regelmäßig zu uns, wenn sie durch Allenstein fuhren. Da lag es nahe, durch sie Erkundigungen nach unseren Söhnen anstellen zu lassen und ihnen nach Berlin Briefe an Freunde mitzugeben. Sie boten uns sogar an, mit ihnen mitzufahren. Sie würden uns in ihrem Mannschaftswagen verstecken und mir eine Eisenbahneruniform anziehen. Das wagten wir aber doch nicht, obwohl wir wussten, dass vielen Deutschen eine solche Flucht gelungen war. Wenn ich zu Typhuskranken gerufen wurde, baten mich die Kranken und ihre Angehörigen fast kniefällig, keine Meldung zu machen, um dem Transport ins Krankenhaus zu entgehen. Wenn die betreffende Wohnung groß genug war, um den Patienten zu isolieren und eine Vertrauen erweckende Person zur Pflege da war, hielt ich das öfter für sicherer als die „Isolierung“ im Krankenhaus und konnte so manchem das Leben retten. Der genannte polnische Feldwebel drohte, mich zu erschießen, wenn ich seine Frau abtransportieren lassen würde. Sie und die Kinder, die schon angesteckt waren, als ich gerufen wurde, kamen gottlob durch, und er hat sich nicht infiziert. Vielleicht hat ihn die innere reichliche Alkoholdesinfektion geschützt.

So kam langsam der Herbst heran. Wir hatten im Wohnzimmer einen eisernen Ofen aufgestellt und begannen, Holz und Kohlen anzufahren, wozu wir einen kleinen Keller zugewiesen erhielten. In Ostpreußen beginnt die Heizperiode im Oktober und endet im Mai.
Die Polen hatten schon öfter Feste mit großen Umzügen und Spruchbändern gefeiert. Das bunteste wurde aber das Erntefest, obwohl von den durch die Russen zerstörten Feldern nicht viel zu ernten war. Im Sommer waren von Russen und Polen, die getrennte Felder bewirtschafteten und sich gegenseitig die Arbeitskräfte wegnahmen, ganze Frauenbataillone zum Distelziehen auf die Felder geschickt worden. Im Jahr darauf, als wir durch Ostdeutschland fuhren, sah es noch schlimmer aus. Jetzt zogen hunderte polnische junge Männer und Frauen mit Erntekränzen und Fahnen, zum Teil in Trachten, durch die Straßen. Natürlich ging es auch nicht ohne politische Propaganda. Auf großen Tafeln wurden kommunistische Schlagzeilen herumgetragen, und in der Wilhelmstraße war ein Spruchband quer über die Straße gespannt, auf dem stand (in Deutsch): „Olsztyn ist nach 600-jähriger Gefangenschaft befreit".
Es gab einige wenige Lebensmittel auf Karten, aber es konnte niemand davon leben. Alles andere konnte man zu viel höheren Preisen in den Läden kaufen. Ein Brot kostete 50 Zloty. Als man deutsches Geld einwechseln konnte, wurde 1 Zloty mit 50 Pfennig berechnet. Später galt Mark gleich Zloty. Am schwarzen Markt waren die Zloty noch teurer.
Ich muss an dieser Stelle eines Mannes gedenken, der eine sehr segensreiche Tätigkeit für die Deutschen entwickelte. Es war Superintendent Sz. (die Anfangsbuchstaben mögen etwas anders lauten), ein sehr mutiger Mann, der wegen seiner aufrechten Gesinnung im Konzentrationslager gewesen hatte. Er richtete im evangelischen Gemeindehaus, gemeinsam mit Pfarrer Sch., ein Altersheim ein und hat damit vielen alten Leuten das Leben gerettet. Ich war öfter als Arzt dort tätig. Wir arbeiteten auch sonst zusammen. Ein zweites solches Heim wurde im Büro der evangelischen Kirche und in der Wohnung von Konsistorialrat W. und Pfarrer Sch. eingerichtet. Sz. ordnete auch das Begräbniswesen und schuf einen neuen Kirchhof in der Stadt, weil es anfangs zu gefährlich war, die Leichen zu dem am Stadtrand liegenden Kirchhof zu bringen. Er richtete auch eine Suppenküche ein, die viele vor dem Verhungern bewahrt hat. In seinem Beruf wurde er nicht als „Specialist" angesehen und konnte daher lange vor mir die Stadt verlassen.
Die Weihnachtszeit rückte näher, aber es wurde für uns eine sehr traurige Zeit. Von unseren Söhnen hatten wir keine Nachricht, und wir glaubten kaum mehr, dass sie am Leben wären. Wieder wurde an das Rote Kreuz geschrieben, und wieder kam keine Nachricht. Wir hatten zum ersten Mal in unserer damals 32-jährigen Ehe keinen Baum und hatten auch keine Lichter, die wir hätten anstecken können. Schenken konnten wir uns auch nichts. Aller ehemaliger Glanz war verloschen. Öfter kam unsere alte Freundin, Fräulein Sch., zu uns. Sie hatte einen unverwüstlichen Humor, bemühte sich besonders, meine Frau aufzuheitern und legte mit Begeisterung Karten. Oft hat sie mit erstaunlicher Sicherheit

Dinge daraus vorausgesagt, die niemand ahnen konnte. So sagte sie uns immer wieder, dass unsere Söhne leben und wir in nicht zu langer Zeit uns wiedersehen würden.
Eines Tages, im Februar 1946, als meine Frau wieder einmal zu Fräulein Sch. gegangen war, war ich allein zu Hause und erhielt den ersten Brief seit über einem Jahr. Er kam aus London von Verwandten meiner Frau und brachte die Nachricht, dass beide Söhne am Leben und in englischer Gefangenschaft waren. Die Braut meines ältesten Sohnes hatte diese Nachricht einem englischen Soldaten mitgeben können, der nach London auf Urlaub fuhr. Es war ein großes Glück, dass Lotte, die Braut, die Adresse der Verwandten dort hatte. So war die Nachricht zu uns gekommen. Als ich noch überlegte, wir ich meiner Frau die aufregende Neuigkeit vorsichtig beibringen könnte, kehrte sie mit der Frage heim: „Ist ein Brief angekommen? Frl. Sch. hat mir eben aus den Karten gesagt, gehe nach Hause, dort wirst du die Nachricht finden, dass deine Söhne leben." Von unserer Freude brauche ich hier nichts zu schreiben. Wir waren die allergrößte Sorge los und konnten nun unser Schicksal leichter tragen.
Unser Leben nahm auch einen normaleren Verlauf. Wir hatten genügend zu essen und waren auch einigermaßen gesund, wenn wir auch jeder nur ca. 100 Pfund wogen. Wir nahmen jetzt manches Mal Leute für eine Nacht bei uns auf, die aus Provinzstädten kamen und nun hofften, irgendwie nach Deutschland zu kommen. Einige hatten solange im Gefängnis gesessen und so das Leben gerettet. Unter ihnen war ein Kinderarzt mit seiner Sekretärin von der Königsberger Universitätsklinik und mancher andere Bekannte. Erst später erfuhren wir, dass es verboten war, solche Flüchtlinge aufzunehmen und dass es Leute gab, die aus der Notlage dieser armen Menschen ein schmähliches Geschäft machten.
Mit dem kommenden Frühjahr wurden die Menschen auch unternehmungslustiger und wagten kleinere Fahrten mit der polnischen Eisenbahn. So erschien eines Tages die Ärztin Frau Dr. Frederike Koch mit einem Zahnarzt aus Mohrungen, wo ihre Flucht aus Allenstein am 21. Januar 1945 ein Ende gefunden hatte. Sie hatte mir bis zuletzt neben ihrer Praxis im Dorotheenhaus bei Operationen assistiert, als kein anderer Arzt es mehr wagte, mit einem „jüdisch Versippten" zusammenzuarbeiten. Die Wiedersehensfreude war groß und wurde mit einer Kaffeetafel gefeiert. Im Anschluss daran wurde sogar Skat gespielt. Der Zahnarzt kam dann noch öfter, einmal erschien auch Richard Heimbucher. Er war Angestellter einer Speditionsfirma gewesen und hatte vor Kriegsende bei uns Möbel gepackt, die wir verlagerten. Jetzt war er Chauffeur bei dem schon genannten Eisenbahnmajor. Als russischer Angestellter genoss er mehr Freiheit als andere Deutsche. Vor allem ging er am Bahnhof ein und aus und erklärte, es wäre eine Kleinigkeit für ihn, unsere ganzen Möbel nach Deutschland zu bringen. Ich hielt das für Aufschneiderei und erwiderte scherzweise, wenn ihm das gelänge, bekäme er 1000 Zloty von mir. Das sollte zu unserem Verhängnis werden.

Die Verhaftung

Es war am 1. April 1946. Ich hatte einen arbeitsreichen Tag gehabt und saß abends mit meiner Frau zu einem Plauderstündchen bei einer Flasche Rotwein, die ich drüben in dem „Grünen Laden“ gekauft hatte. Gegen 21 Uhr wurde energisch an die Tür geklopft. Wir sahen uns erschreckt an. Nach kurzem Zögern ging ich zum Korridor. Meine Frau blieb im Zimmer bei offener Tür. Als ich mich der Entreetür näherte, wurde zum zweiten Mal, noch energischer, geklopft. Ich öffnete, vor mir standen vier Milizsoldaten, jeder mit einer Pistole in der Hand. „Sind Sie Dr. Mollenhauer? Hände hoch!“ Als ich es bejahte, kamen sie näher. „Haben Sie Waffen bei sich?“ Ohne meine Antwort abzuwarten, wurde ich abgeführt. Natürlich hatte ich keine Waffe bei mir. Jetzt zeigte man mir einen polnisch geschriebenen, gestempelten Zettel und sagte: „Wir haben den Befehl, bei Ihnen eine Haussuchung vorzunehmen.“ Auf meine Frage „Weshalb?“ erwiderten sie: „Das werden Sie später erfahren.“

An sich hätte für uns das Erscheinen der Polizei keine Überraschung verursachen müssen. Wir hatten Ähnliches genug während er Hitlerzeit erlebt und in der letzten Zeit unter Russen und Polen auch genügend davon gesehen. Außerdem wussten wir, wie wir bespitzelt und beneidet wurden, nicht nur von den polnischen Ärzten, sondern auch von vielen, die uns um unsere Wohnung und Einrichtung beneideten und nur darauf warteten, uns beerben zu können. Doch das plötzliche Eindringen der Polizei versetzt einen solchen Schock, dass man erstarrt wie das Kaninchen vor der Riesenschlange, selbst wenn man sich keiner Schuld bewusst ist. Wir kannten die polnischen Gesetze nicht. Die Verordnungen wurden nur in polnischer Sprache angeschlagen, so konnte man sich schuldig machen, ohne etwas davon zu ahnen.

Die vier ausgesucht kräftigen Männer kamen in das Zimmer, wo wir eben noch friedlich gesessen hatten und befahlen, uns an den Ecktisch zu setzen, auf dem noch unsere Gläser standen. Einer von ihnen setzte sich an meinen Schreibtisch, legte die Pistole vor sich hin und befahl den anderen Dreien, die Haussuchung zu beginnen. Ich hatte keine Ahnung, wonach sie suchten. Sie begannen nun, alle Schränke zu durchwühlen, die Stühle und den Esstisch umzudrehen, ob dort etwas versteckt wäre. Einer stieg auf einen Tisch und suchte oben auf dem alten Kachelofen, der in einer Ecke stand und zum Heizen unbrauchbar war (deshalb hatten wir den eisernen Ofen). Aus dem Bücherschrank nahmen sie einige Bücher und durchblätterten sie. Es musste sich also um Papiere handeln, die sie suchten. Schließlich kam der Schreibtisch dran. Es waren eine Menge Briefe darin, die nur flüchtig durchgesehen und auf einen Haufen gelegt wurden. Darunter fand sich aber zum Unglück ein Brief, der ihnen sofort auffiel. Er stammte von einem Patienten, einem polnischen Polizisten, der mir in schlechtem Deutsch von einer Besorgung in Berlin berichtete, um die ich ihn gebeten hatte.

Nachdem dieser Brief gefunden war, wurde die Haussuchung abgebrochen. Erst viel später erfuhr ich, dass der Brief vielleicht wirklich die Ursache der ganzen Aktion gewesen war. Ich hatte einem Bekannten von der Sache erzählt, um zu erfahren, ob mein Mann wirklich nach Berlin zu einem Kursus kommandiert worden war. Vielleicht hatte er auf der Polizei sich danach erkundigt, und so war diese darauf aufmerksam geworden. Ich musste nun alles Geld, das ich besaß, auf den Tisch legen. Es wurde genau nachgezählt und konfisziert. Darüber erhielt ich eine Quittung und musste auch ein Protokoll unterzeichnen.
Jetzt hofften wir, die unliebsamen Gäste würden uns verlassen, aber sie gingen und gingen nicht. Die Durchsuchung hatte etwa zwei Stunden gedauert, so dass wir reichlich müde waren. Gegen Mitternacht klopfte es wieder an der Entreetür. Einer der Soldaten kam mit mir zur Tür, die drei anderen blieben bei meiner Frau. Als ich öffnete, standen zwei Zivilisten draußen, mit denen mein Soldat ein paar kurze polnische Worte wechselte, dann kamen sie auch herein. Es waren offenbar Beamte der „U.B.“, der geheimen Staatspolizei, die sich auch noch einmal in der Wohnung umsahen und dann alle Briefe zusammenschnüren ließen. Der eine von ihnen drückte ein Siegel darauf und nahm das Paket an sich. In diesem Augenblick schrie mich plötzlich einer der Soldaten an: „Vous connaissez Richard!“ Es kam so überraschend und plötzlich, dass ich ihn zunächst nicht verstand. Er sprach den Namen mit scharfer französischer Betonung aus, so dass ich nicht gleich begriff, dass es sich beim letzten Wort dieses halb fragenden Befehls um einen Namen handeln sollte. Ich fragte, ob er Dr. Richard Lotzin, den früheren Chirurgen von Allenstein meine. Die „U.B.“-Beamten ärgerten sich, dass ich auf den Überraschungstest nicht hereingefallen war, hielten wohl die Nennung des Dr. Richard Lotzin für eine Finte von mir und befahlen, ich müsste zu einer kurzen Vernehmung mitkommen. Erst viel später erfuhr ich, dass der Packer Heimbucher mit Vornamen Richard hieß und gemeint war.
Ich durfte noch von meiner Frau Abschied nehmen. Das war schwer. Sie hing weinend an meinem Hals, ein Soldat musste uns trennen. Er tat es mit sanfter Gewalt. Er war eben doch Soldat und kein „U.B.“-Beamter. Alle trösteten meine Frau damit, dass ich in zwei Stunden zurück sein würde. – Es wurden vier Monate. Nachts war es noch recht kalt. Ich zog eine kurze warme Jacke an, setzte meine Mütze auf und ging mit. Wir trafen etwa um ein Uhr nachts, der üblichen Zeit für solche Aktionen, im Gerichtsgebäude ein.
Meine Frau konnte sich nicht lange dem Schmerz hingeben, denn die bei ihr zurückgebliebenen Soldaten begannen von Neuem mit der Haussuchung in den Nebenräumen. Die Aktion war jetzt viel oberflächlicher, und bald machten sie eine Pause, um sich eine Weile auf unsere Betten und Chaiselongue zu legen. Als die ersten zwei Stunden herum waren, wurde meine Frau unruhig und begann auf und ab zu gehen. Dadurch wurden die Soldaten wieder munter und fingen wieder an zu suchen. Nach kurzer Zeit legten sie sich wieder hin, um gegen fünf Uhr morgens ein letztes Mal in den Schränken herumzukramen. Sie fanden nichts mehr, was sie interessierte und begannen dann mit ihrer Mor-

gentoilette, wobei meine Frau einem von ihnen zum Rasieren den Spiegel halten musste. Während der ganzen Nacht behandelten sie meine Frau sehr freundlich und trösteten sie immer wieder mit dem Versprechen, dass ich bald zurückkommen würde.
Kaum waren sie mit dem verlangten Frühstück fertig, als Punkt 6 Uhr drei neue Soldaten ankamen und die ersten ablösten. Auch sie verlangten gleich ein Frühstück und besichtigten dann mehr pro forma unsere Wohnung. Um 8 Uhr kamen drei weitere Beamte der „U.B.“, die auch zunächst alle Frühstück bekommen mussten. Dann verlangten sie weiße Ärztemäntel und zogen sie an. Es wirkte wie eine Maskerade, aber meine Frau durchschaute anfangs nicht die Absicht. An der Entreetür stand, etwas versteckt, ein Posten, vor der Haustür gingen zwei Soldaten auf und ab. Ein Beamter setzte sich an den Schreibtisch, die anderen standen in den weißen Mänteln daneben. Bald wurde klar, was gespielt werden sollte. Als um 9 Uhr der erste Patient kam, wurde er zu dem vermeintlichen Arzt geführt und gefragt, weshalb er gekommen sei; er musste sich dann ausweisen und konnte überrascht und erleichtert gehen. Das ging eine Weile so. Meine Frau sah immer ängstlicher nach der Uhr.
Da erschien gegen 11 Uhr der früher erwähnte Zahnarzt aus Heiligenbeil. An seinen Namen kann ich mich nicht mehr erinnern. Man fragte auch ihn, weshalb er gekommen sei. Dieser Unglücksrabe übersah nicht die Situation, sondern sagte, er hätte für mich einen Brief von Frau Dr. Koch abzugeben. Man nahm den Brief, von dem ich heute noch nicht weiß, was darin stand. Wahrscheinlich war es eine Mitteilung über einen Patienten oder die Ankündigung ihres Besuches. Der Zahnarzt musste sich ausweisen, dann wurde er verhaftet und abgeführt. Später erfuhr ich, dass Frau Dr. Koch verhaftet wurde. Auch Heimbucher war verhaftet worden, weiterhin eine Familie, die gegen Bezahlung Flüchtlinge bis zur Weiterfahrt bei sich aufgenommen hatte. Von all diesem habe ich natürlich erst später gehört.
Meine Begleitung lieferte mich in einem großen Büro des Gerichts ab, wo mehrere Beamte, trotz der nächtlichen Zeit, rege tätig waren. Ich musste meine Personalien angeben und alles, was ich in den Taschen hatte, einschließlich meiner Uhr, abgeben. Auch meine Hosenträger. Man fürchtete wohl, ich könnte mich damit aufhängen. Nur das Taschentuch und meine Handschuhe durfte ich behalten. Ich verlangte nun dringend, sofort verhört zu werden, wie man es mir versprochen hatte. Ich sollte doch in zwei Stunden wieder zurück sein! Die Beamten lächelten, so schnell ginge das nicht. Mein Protest kam ihnen nur komisch vor, sie winkten einem Posten, der brachte mich zwei Treppen höher zu einem Bürozimmer, das nur mit einem wackligen Stuhl möbliert war.
Hier saß ich bis zum nächsten Morgen, dann wurde ich auf eine Toilette geführt und durfte mich auch ohne Seife waschen und an meinem Taschentuch abtrocknen. Am Tag folgten mehrere gleichgültige Vernehmungen, die Nacht verbrachte ich wieder auf meinem Stuhl, und am nächsten Morgen begann die zweite Vernehmung. Diesmal ging die Sache schon etwas lebhafter zu. Alles drehte sich um die Frage, ob wir anderen Deutschen dazu verholfen hätten, die

Stadt zu verlassen. Wir sollten in einem Ring sein, der systematisch solche Verschiebungen vornahm. Diesmal vernahm mich ein anderer „Prokurator“, ein junger Bursche, was man in Berlin eine „verhauene Schnauze“ nennen würde. Er schrie mich immer wieder an: „Sie lügen! Wir wissen alles über Sie, Sie werden schon sehen!“ Ich bat, mir Zeugen gegenüberzustellen, was abgelehnt wurde. Die Vernehmung dauerte wieder bis zum Mittag.
Ich möchte aber bemerken, dass ich bis dahin und auch bei den vielen Vernehmungen, die noch folgten, niemals geschlagen oder sonst angegriffen worden bin. Man hat mich angebrüllt, beschimpft, bedroht und mir Angst gemacht, aber niemals körperlich misshandelt. Doch man kann auch mit seelischen Quälereien mürbe gemacht werden. Der Nachmittag verlief wie der erste. Die Einzelhaft war recht bedrückend, wenn sie auch Zeit bot, alles genau zu bedenken, aber auch Zeit bot, mir den Zustand meiner Frau auszumalen. Wie ich später erfuhr, wagte niemand von unseren Bekannten, genauso wie zu Hitlers Zeiten, sie zu besuchen, seitdem ich verhaftet war. Sie war also Tag und Nacht nur von den Soldaten umgeben, die sie bewachten und ihr nicht einmal erlaubten, vom Fenster auf die Straße zu sehen. Am letzten Tag der Bewachung hatten ihr die Posten versichert, dass ich morgen bestimmt zurückkäme, weil ich nur noch zu fotografieren wäre. Da die Bewachung aufhörte, glaubte sie, dass diesmal die gute Botschaft wahr sein würde und saß dann tagelang am Fenster und wartete – vergebens.
Am dritten Tag fand wieder eine Vernehmung statt. Diesmal stand neben dem „Prokurator“ ein höherer, älterer Offizier. Dem Aussehen nach ein typischer SS-Mann. Alle Prokuratoren trugen Uniformen mit Offiziers-Abzeichen. Diesmal stand Richard H. auf der Tagesordnung. Jetzt erfuhr ich zum ersten Mal seinen Vornamen. Ich musste genau erzählen, seit wann ich ihn kannte und wie ich ihn kennen gelernt hatte; wann und wie oft er mich in letzter Zeit besucht hatte; wer außerdem dabei gewesen wäre; was wir besprochen und getan hätten. Alles dieses konnte ich ziemlich genau angeben: Wir hätten über die Vergangenheit und Zukunft gesprochen, Kaffee getrunken und Skat gespielt. Das genügte aber nicht, man wolle die Unterhaltung genau und detailliert wissen. Es ist aber nicht leicht, sich exakt zu erinnern und anzugeben, was bei einer Zusammenkunft gesprochen wurde, die sechs bis acht Wochen zurücklag. Ich merkte, es fehlte ihnen immer noch etwas, und ich ahnte schon, was es war. Da hielt ich es für besser, selbst damit herauszurücken. Ich sagte, wir hätten auch über die Möglichkeit gesprochen, dass ich als „Specialist“ einmal die Erlaubnis erhalten würde, nach Deutschland zu meinen Söhnen zu fahren. „Und die Möbel mitzunehmen“ platzte der ältere Offizier heraus. „Das würde ich natürlich gerne“, erwiderte ich, „wenn es legal möglich wäre.“ Jetzt schrie der Offizier, dass ihm die Kehle zitterte: „Und dazu wollten Sie ihn mit 1000 Zloty bestechen!“ „Nicht als Bestechung, sondern als Belohnung, wenn er es ordnungsgemäß durchgeführt hätte. Das sei nur ein Wunschtraum gewesen, und bisher wäre doch noch nichts geschehen.“

Jetzt wurde der Prokurator ganz wild, trampelte mit den Füßen und brüllte: „Wir werden Sie schon kriegen. Ich werde Ihnen etwas verraten, was alle Ihre Unternehmungen zunichtemachen wird: Wir haben Ihren Richard, unten sitzt er. Es hilft Ihnen nichts mehr, jetzt kommt alles heraus. Bei Ihnen war die Zentrale, bei der alle Fäden zusammenliefen. Wir haben das ganze Nest ausgehoben. Wenn Sie jetzt nicht die Wahrheit sagen, sperre ich Sie in den Keller und Sie kommen überhaupt nicht mehr heraus. Auch Ihre Frau werden wir verhaften."
Das letzte war das Furchtbarste! Mir war nicht gut dabei. Aber ich musste die Ruhe bewahren und erwiderte: „Es ist gut, dass Sie Richard haben. Stellen Sie ihn mir bitte gegenüber. Wenn er die Wahrheit sagt, kann er nichts anderes sagen als was ich angegeben habe. Bei mir gab es keine Zentrale, und alle Leute, die Sie verhaftet haben, können nur dasselbe sagen. Ich wüsste auch nicht, was das für eine ‚Zentrale' sein sollte und zu welchem Zweck sie bestehen sollte."
Die Vernehmung wurde abgebrochen, ich sollte dann ein Protokoll unterschreiben. Jedes Wort, das ich sprach, wurde natürlich mitstenographiert. Das Protokoll wurde mir ins Deutsche übersetzt. Aber schon in der Übersetzung waren Sätze, die den Sinn dessen, was ich gesagt hatte, nicht klar wiedergaben. Wie würden sie erst im polnischen Text lauten? Ich weigerte mich zu unterschreiben, wenn die Sätze nicht geändert würden. Man drohte mir, aber ich unterschrieb nicht und wurde entlassen. Ich hatte keinen Appetit nach dieser Vernehmung und war völlig abgekämpft. Die Suppe, die übrigens die gleiche war wie an den beiden ersten Tagen, ging unberührt hinaus. Ich bat nur um ein Glas Wasser.
Am Nachmittag erschienen zwei Beamte, die fließend deutsch sprachen, noch einmal mit dem Protokoll. Sie übersetzten mir wieder die ominösen Sätze, diesmal etwas geschickter und redeten mir dringend zu, zu unterschreiben. Sie meinten, damit könnte ich wahrscheinlich meine Frau vor der Verhaftung bewahren. Eine schwere Entscheidung. Ich wusste natürlich, dass, wenn sie es vorhatten, auch die Unterschrift meine Frau nicht retten würde. Obwohl ich nicht wusste, was wirklich in dem polnischen Protokoll stand und ob ich dem Übersetzer trauen konnte, sagte ich mir, sie würden meinen Widerstand doch brechen. Also unterschrieb ich. Als ich am folgenden Morgen, am 4. April, nach einer nicht sehr guten Nacht, wieder geholt wurde, glaubte ich, es würde eine weitere Vernehmung folgen. Es kam aber ganz anders.
Ich wurde die Treppen hinunter in einen großen gewölbten Kellerraum geführt, dessen Decke in der Mitte von einer Säule gestützt wurde. Rechts der Säule war eine die ganze Wand einnehmende hölzerne Pritsche errichtet, eine nach dem Fußende, d.h. nach der Mitte des Raumes zu, etwas abfallende Bretterlage. Am Fußende war sie etwa einen halben Meter hoch und am Kopfende etwa 30 cm höher, ohne jeden keilkissenartigen Absatz, natürlich nackte Bretter, ohne jede weitere Auflage. Jeder, der sich einmal im Freien auf die Erde gelegt hat, weiß, wie nötig man eine Erhöhung für den Kopf braucht und wie anstrengend es ist, wenn man längere Zeit auf einem schrägen Abhang liegt, die Füße tiefer als der Kopf.

Überraschend war, dass der Zahnarzt aus Heiligenbeil dort in dem Keller plötzlich vor mir stand, und auf diese Überraschung war es abgesehen! Natürlich war unter den 13 Gefangenen, die in dem Keller untergebracht waren, ein Spitzel, der genau beobachtete, wie wir uns im ersten Augenblick benahmen und was wir sprachen. Wir hatten ihn bald heraus, obwohl er angab, nur polnisch zu verstehen. Ich durchschaute den Plan sofort, begrüßte den Zahnarzt freundschaftlich und bedauerte, ihn hier wiedersehen zu müssen. Wir führten die Unterhaltung laut genug, so dass sie jeder hören konnte und sprachen beide die Hoffnung aus, dass sich in Kürze der ganze Irrtum aufklären würde.
Jetzt kam eine schwere Zeit. Das Zusammenleben mit so vielen Menschen in so engem Raum, die, bis auf den Zahnarzt, alle Polen waren und uns als Deutsche nicht liebten, war allein schon eine harte Belastung. Dies war aber nicht eine Gefängniszelle, sondern ein Strafraum, in dem außer der festen Pritsche nur ein alter verrosteter Eimer für die Bedürfnisse aller stand. Keine weitere Sitzgelegenheit oder gar ein Tisch. Keine Wasserleitung. Der Raum hatte zwei Fenster, die mit ihrem Hauptteil unter dem Niveau der Erde lagen. Vor den Fenstern war außen ein Gitter angebracht, so dass sie nur wenig geöffnet werden konnten. Die Luft war nicht gut, dafür sorgten der Eimer und die vielen Menschen, die seit langer Zeit nicht gebadet hatten, von den sonstigen Ausdünstungen bei der Gefängniskost, die in der Hauptsache aus Graupensuppe, Erbsensuppe und grobem trockenen Brot bestand, ganz zu schweigen. Am schlimmsten war es in der Nacht. Wir hatten auf der Pritsche nur Platz, wenn wir eng nebeneinander lagen. Man kann aber nicht nachtüber auf dem Rücken liegen, besonders nicht auf harten Brettern. Drehten wir uns auf die Seite, wobei man die Beine anziehen, d.h. Hüft- und Kniegelenk beugen muss, dann war nur Platz genug, wenn wir alle nach der gleichen Seite gedreht lagen. Lag man doch einmal falsch, dann bekam man den oft übel riechenden Atem oder den Spray des Hustens vom Nachbarn ins Gesicht. Wir lernten es mit der Zeit, uns auch im Schlaf, soweit man überhaupt schlief, alle auf einmal umzudrehen, was in kurzen Zeitabschnitten nötig war, weil niemand lange den harten Druck auf den Trochanter aushalten kann. Wie schon gesagt, es fehlte ein Absatz für den Kopf. Ich benutzte daher mein Taschentuch und die Mütze als Kopfkissen, die Handschuhe als Matratze für den Trochanter und meine Jacke, die ich diagonal legte, damit sie weiter reichte, als Bettdecke. Auch das lernt man. Im April ist es in Ostpreußen nachts noch sehr kalt. Die Nächte waren fürchterlich. Ständig brannte die grelle, große, elektrische Lampe in der Mitte der Kellerdecke, deren Schein man sich in keiner Lage entziehen konnte. Es wurde auch kaum still in der Nacht. Einige husteten entsetzlich, andere unterhielten sich und einer, der besonders große Sorgen zu haben schien, ein junger Mensch, ging nachtsüber auf und ab und pfiff ununterbrochen wehmütige Tanzweisen, die ich von dem Akkordeonspieler gehört hatte und noch heute in mir aufklingen und traurige Gefühle auslösen.
Einen Tag nach dem anderen hoffte ich, dass dieses Elend ein Ende nehmen würde. Dazu die Sorgen um meine Frau. Ein paar Mal waren einzelne Mitinsassen zu Vernehmungen geholt worden, jedes Mal kamen sie erst nach Stunden

zurück, schienen völlig gebrochen und warfen sich erschöpft und zitternd auf die Pritsche. Niemand fragte sie und sie erzählten auch nichts. Das schien ein stilles Gesetz zu sein und hatte gute Gründe. Man wäre von dem, was man zu hören bekommen hätte, sicher nicht ermutigt worden, und zweitens wäre das nicht ohne Erwähnung der Schuld des Betreffenden abgegangen. Von seiner wirklichen oder angeblichen Schuld sprach aber niemand. Das wurde ängstlich vermieden. Man wusste nicht, ob der andere ein Spitzel war. War er es nicht, konnte nichts aus ihm herausgeprügelt werden, wenn er wirklich von dem Schuldigen nichts wusste. Einmal fragte ich unseren rothaarigen Wärter, der übrigens gut deutsch sprach, ob ich denn nicht auch endlich vernommen werden würde. Ich hätte nichts verbrochen und wolle hier hinaus. Grinsend erwiderte er: „Sie werden schon herankommen, mehr und anders als Ihnen lieb sein wird." – Schöne Aussichten!

Dann geschah es aber doch. Etwa 10 Tage nach meiner Einlieferung in den Keller wurde ich zur Vernehmung geholt. Ich ging mit einer gewissen Freude, als ich aber zur Treppe kam, zitterten mir so die Knie, dass ich mich am Geländer festhalten musste. Ich wurde zu einem Prokurator geführt, der in einem Büro allein saß. Er kam mir entgegen, zeigte zum Fenster, wo ich zum ersten Mal wieder einen Blick ins Freie hatte und sagte: „Sehen Sie, dort ist die Freiheit, dort können Sie auch wieder hinkommen, aber nur, wenn Sie die Wahrheit sagen, andernfalls werden Sie das nie mehr wiedersehen." Es war, als wenn ich mit kaltem Wasser übergossen worden wäre. Er setzte sich an den Schreibtisch, auf dem ein Revolver lag. Für mich stellte ein anderer Beamter, der inzwischen erschienen war, einen Stuhl in ca. fünf Schritt Abstand hin und blieb schräg vor mir stehen, um jede Miene von mir beobachten zu können.

Es begann wieder mit den Personalien, wieder die Verschickung der Deutschen, wieder H. und wieder die „Zentrale". Immer wieder dasselbe. Ich konnte darauf auch nur immer wieder dasselbe antworten, obwohl ich durch geschickte Zwischenfragen, Anbrüllen und „Sie lügen, Sie lügen!" aus dem Sattel geworfen werden sollte. Ich wusste wirklich nichts Neues mehr dem hinzuzufügen, was ich schon früher gesagt hatte. Nach etwa zwei Stunden war ich so erschöpft, dass ich zusammensackte. Man gab mir ein Glas Wasser und führte mich zum Keller zurück.

Solche Vernehmungen habe ich dann noch drei oder vier Mal durchgemacht, jedes Mal bei einem anderen Prokurator, jedes Mal mit dem gleichen Verlauf und Erfolg. Immer musste zum Schluss ein Protokoll unterschrieben werden, dessen polnischen Text ich nicht lesen konnte. Zum Schluss kam ich zu einem Prokurator, der ganz allein im Zimmer war, auch kein Protokollschreiber war da. Er versuchte es auf eine andere Weise. Er begann, sich mit mir freundlich zu unterhalten und bot mir eine Zigarette an, die ich nicht nahm. Sie wäre mir bei meinem ausgemergelten Zustand wohl auch schlecht bekommen, abgesehen davon, dass ich fürchtete, sie könnte mit einer Droge geimpft sein. Er erzählte, er wäre in einem deutschen KZ gewesen und hätte auf Knien schwere Steine von einem Ort zum anderen schleppen müssen, und wenn er nicht mehr konnte, wäre er schlimm misshandelt worden. Er zeigte mir große Narben an

seinen Schienbeinen, die von Kolbenschlägen und Fußtritten herrühren sollten. Ich sagte ihm, dass ich das tief bedauere und dass auch ich als „jüdisch Versippter“ viel unter Hitler gelitten hätte. So ganz nebenbei kam er dann zum eigentlichen Thema. Warf mir wieder alles vor, was ich schon kannte und wovon ich das Gegenteil ohne Zeugen nicht beweisen konnte. Ich sagte ihm: „Wenn Sie jetzt behaupten würden, ich hätte Stalin ermordet, dann könnte ich auch nicht das Gegenteil beweisen.“ Die Vernehmung endete friedlich. Als ich in den Keller zurückkam, hatte man dort, wahrscheinlich durch den Wärter, schon erfahren, dass ich zu diesem Prokurator gebracht worden wäre. Sie meinten, es wäre gewöhnlich die letzte Vernehmung, und nun würde ich bald entlassen werden.

Ich glaubte nicht recht daran, war aber doch überglücklich, als am nächsten Tag der „Rothaarige“ kam und erklärte, ich solle meine Sachen packen und mitkommen, ich werde entlassen. Ich war so aufgeregt, dass ich beim Packen meiner „Sachen“, die aus dem Taschentuch, das gerade zum Trocknen hing und meinen Handschuhen bestanden, den einen Handschuh vergaß. Ich war nun gerade drei Wochen im Keller gewesen und war ziemlich schwach auf den Beinen. Wie würde sich meine Frau freuen, wenn ich jetzt nach Hause käme, und wie würde ich sie wiederfinden!

Der „Rothaarige“ brachte mich zu einem Büro, wo ich meine am ersten Tage abgelieferten Sachen zurückbekam. Nichts fehlte, und ich konnte auch meine Hosenträger wieder anlegen, was sehr nötig war, weil ich so abgenommen hatte, dass ich meine Hosen fast verlor, zumal ich einen festen Gurt um meinen operierten Bauch nicht vertragen konnte. Ich musste noch unterschreiben, dass ich alles richtig erhalten hatte, und dann konnten wir gehen. Der „Rothaarige“ wies mich zu einer Tür – aber nicht zu der, die auf die Straße ins Freie führte, sondern zu der, die zu dem neben dem Gerichtsgebäude gelegenen Gefängnishof führte. Ich sah ihn entsetzt an. „Ja, ja, das ist schon richtig“, sagte er grinsend. Es war richtig! Wir gingen hinüber zu dem großen eisernen Tor, das zum Gefängnis führt. Auf sein Klingeln wurde es geöffnet und ich abgeliefert.

Im Gefängnis

Es ist wohl nicht nötig zu beschreiben, wie mir zu Mute war, als mich ein anderer Posten in Empfang nahm und zum Büro des Gefängnisses führte. Ich bekam einen Wutanfall. Ich schrie: „Das ist unmöglich, das muss ein Irrtum sein. Ich habe nichts verbrochen, und ich will hinaus!“ – Man war hier wohl an solche Szenen gewöhnt und ließ mich ruhig austoben, bis ich erschöpft auf eine Bank sank. Niemand hatte mir widersprochen. Jetzt kam ein Mann von seinem Schreibtisch vor, klopfte mir begütigend auf die Schulter und redete mir in ostpreußischem Dialekt gut zu. Wie ich später erfuhr, waren die Schreiber, die dort saßen, alle Gefangene. Mir wurde eine Tasse Kaffee und ein Butterbrot gebracht, was ich trotz meiner Verzweiflung verzehrte. Darauf fühlte ich mich viel wohler. Es war offenbar ein ausprobiertes Rezept. Nun wurde ich in einen Duschraum geführt und bekam sogar ein Handtuch und ein Stück Seife. Hier sah ich auch seit drei Wochen zum ersten Mal wieder in einen Spiegel. Ich erschrak. Drei Wochen hatte ich mich nicht rasiert, und das in der Zeit Erlebte hatte auch seine Zeichen in mein Gesicht gegraben. Es war ein nicht zu beschreibender Genuss, nach so langer Zeit die Kleider ausziehen zu können und unter einer warmen Brause zu stehen. Die Seife war auch dringend nötig. Leider musste ich wieder die drei Wochen getragene Wäsche anziehen. Sehr bald durfte ich sie aber auch waschen. Dann musste man, bis die Wäsche trocken war, nur im Anzug herumlaufen. Nach dem Bad kam ich in die Friseurstube, und als der Bart ab war, schien mir mein Spiegelbild schon ganz manierlich auszusehen. Wesentlich erfrischt erschien ich nun wieder im Büro. Die übliche Angabe der Personalien, die Abgabe alles dessen, was ich in den Taschen hatte, auch der Hosenträger, und dann war ich für den nächsten Akt dieses Dramas bereit.

Das Gefängnisgebäude war mir von früher bekannt, weil ich mehrfach als Arzt und Sachverständiger hier deutsche Gefangene untersuchen musste. Es war ein mehrstöckiges massives Gebäude, schon zur Kaiserzeit erbaut und für seine Aufgabe zweckdienlich eingerichtet, nicht wie die von den Polen im Keller ges Gerichtsgebäudes improvisierten Räume.

Auf dem Weg zu meiner ersten Zelle (ich habe später noch in verschiedenen gewohnt) bat ich meinen Oberwärter, mich doch möglichst mit Deutschen zusammen unterzubringen, damit ich wenigstens mit ihnen sprechen könnte. Er erwiderte vertrauenerweckend, ich solle mich nicht sorgen, er würde alles für mich tun, was in diesem Hause möglich wäre. Wie viel dort möglich war, sollte ich dann bald erfahren, Aber auch hier gab es nichts umsonst. Wir blieben im Erdgeschoss. Er zog einen großen Schlüssel hervor und öffnete eine schwere Zellentür mit einem Guckloch zur Rechten. Ich trat ein, worauf sich die Tür wieder hinter mir schloss. Etwas überrascht wurde ich von den beiden Insassen empfangen. Es war ein älterer Herr, wie ich später erfuhr, ein polnischer Landrat aus der Provinz, und ein Offizier in Uniform, der im Verdacht stand, der verbo-

tenen Untergrundbewegung „A.K." anzugehören. Ich habe nachher oft Soldaten als Gefangene dort gesehen. Es gab wohl noch kein besonderes Militärgefängnis.
Meine beiden „Genossen" waren nicht entzückt über den Neu-Ankömmling. Es war eine Zelle für eine Person und ein zweites Bett schon dazu gestellt. Wo sollte ich schlafen? Die Frage löste sich bald, indem ein Wärter einen Strohsack und eine alte, zerrissene Steppdecke hereinbrachte und beides rechts unter das Bett des Landrats schob, so dass etwa dreiviertel unter seinem Bett lag und ein Viertel am Fußende hervor steckte. Die Beiden sahen sich an und grinsten. Mir war weniger lächerlich zu Mute, denn das hieß, ich würde auf der Erde schlafen, und der elende alte Strohsack, der stank, würde das Lager auch nicht viel weicher machen als mein bisheriges Lager auf der Pritsche. Die beiden Polen waren sehr zurückhaltend, obwohl sie beide ein ganz reines Deutsch sprachen. Man traute hier niemandem, und einem Deutschen schon gar nicht. Ich konnte auch ein Spitzel sein. Beide saßen schon mehrere Monate, hatten keine Schuld zugegeben und fürchteten, ich sollte sie aushören. Abends gab es die übliche Gefängniskost, und ich zog mich bald auf meine „Schlafstelle" zurück und schlief nach all den Aufregungen in dem stillen Raum besser als je in den letzten drei Wochen.
Der nächste Morgen brachte mich zu der grauen Wirklichkeit zurück. Wieder die Führung zum Abort, wieder das „Frühstück" mit dem Ersatzkaffee und dem trockenen, schlechten Schwarzbrot, das meinem durch die Operation geschädigten Verdauungssystem so schlecht bekam. Aber dieser helle Raum, der unter der Decke ein Fenster hatte, dessen obere Hälfte aufzuklappen ging, mit nur zwei Personen außer mir, mit denen ich das „Frühstück" an einem kleinen Tisch einnahm, kam mir fast wie ein Hotelzimmer vor. Die anderen holten unter dem Tisch ein Messer heraus und aus einem anderen Versteck etwas Butter und Belag hervor und boten mir auch davon an. Ich nahm, denn ich wollte die gastlichen Polen nicht verletzen und unter den Umständen, unter denen ich nun einmal lebte, „Gut-Freund" mit ihnen werden. Sie hatten ja an allem, was mich traf, keine Schuld, und es hatte sie dasselbe Schicksal betroffen. Nach dem Frühstück wurde mir sogar eine Zigarette angeboten, und ich nahm auch die als eine Art Friedenspfeife und habe seit der Zeit bis heute das Zigarettenrauchen nicht mehr aufgegeben. Die beiden Gefährten teilten kameradschaftlich ihr Frühstück mit mir, sprachen aber viel polnisch miteinander. Später, als wir wirklich recht gute Freunde geworden waren, verrieten sie mir, sie hätten mich geprüft, ob ich wirklich kein Polnisch verstand, wie ich versichert hatte. Im anderen Fall hätten sie mich als Verräter entlarvt. Dann wäre es mir wahrscheinlich schlecht ergangen.
Es war jetzt die letzte Woche des April. Wenn man auf den Tisch stieg, konnte man durch die offene Fensterklappe auf die Straße sehen, wo die Allee der Kleebergerstraße schon grüne Blättchen zeigte. Gegenüber hatten wir in der ersten Zeit in Allenstein gewohnt. Das war 1921 gewesen. Wie oft hatte ich dort drüben vom Fenster aus beobachten können, wie die Gefangenen sich

weit durch die Fensterklappe schoben, um anderen Gefangenen etwas zuzurufen. Wer hätte damals gedacht, dass ich selbst jetzt in der Klappe stecken würde!
Wir wurden öfter auf den Hof geführt, wo wir einzeln im Kreise herumgehen sollten. Aber wie hier alles anscheinend nur auf dem Papier stand und sehr lasch behandelt wurde, standen wir gewöhnlich in Gruppen zusammen oder saßen auf Bänken vor dem Küchengebäude, das auf dem Hof stand. Dabei lernte ich schon in den ersten Tagen einen polnischen Militärarzt kennen. Er sollte auch der „A.K." angehören, was wohl auch stimmte, denn die wenigen Intellektuellen, die Hitler entgangen waren, waren entschiedene Feinde des russischen Regimes. Sie wollten ein freies, demokratisches Polen. Dieser Arzt, ein etwa 30-jähriger, sehr ernster und sympathischer Mann, verrichtete den ärztlichen Dienst im Hause. Fast alle Dienste, wie Säuberung des Hauses, Kochen, Backen, Gartenarbeiten etc., selbst die Büroarbeiten, wie schon erwähnt, wurden von Gefangenen verrichtet.
Die Krankenabteilung wurde von einer etwa 30-jährigen, kleinen, sehr energischen Schwester geleitet. Sie sah gut aus in ihrer Offiziersuniform mit der Rot-Kreuz-Binde am Arm, stets gut frisiert und mit reichlichem „Make-up". Es wäre merkwürdig, wenn im Gefängnis, wo Männlein und Weiblein eng beieinander lebten, sich nicht auch ein Roman abgespielt hätte. Auf diese Schwester hatte es der zweite „Direktor" des Gefängnisses abgesehen. Er war ein langer, magerer Kerl von vielleicht 50 Jahren. Später sollte ich oft genug den Erfolg seiner nächtlichen Tätigkeit hören. Er war der Hauptschläger, der in der Nacht im Keller Gefangene auspeitschte. Das entsetzliche Schreien dieser Menschen hallte durch das ganze Haus und dauerte zeitweise mit kurzen Unterbrechungen stundenlang. Wer solche markerschütternden Schreie nicht gehört hat, kann sich davon gar keine Vorstellung machen. Am fürchterlichsten wurden die Volksdeutschen bearbeitet, weil sie als Verräter an Polen galten. Sie wurden in Isolierzellen geschleppt, so dass sie von niemand, auch von mir nicht, gesehen werden konnten. Mir haben die Wärter darüber berichtet. Dieser „Schläger" war nun eifersüchtig auf den jungen Arzt, der mir verriet, er würde jetzt, nachdem ich gekommen wäre, bald abgesetzt werden, vielleicht wäre ich nur zu diesem Zweck hergebracht worden. Auch das war möglich. Der Arzt hatte mir gegenüber seine Zelle. In seiner Funktion hatte er die Freiheit, überall im Gefängnis herumzugehen, und so kam er auch mich besuchen. Er hatte eine kleine medizinische Bibliothek unter seinem Bett und lieh mir Bücher davon, wofür ich ihm sehr dankbar war, denn es vertrieb die Zeit und unterbrach das Grübeln. In der übrigen Zeit wurde wieder Schach gespielt, wozu man hier ein richtiges Schachbrett und Holzfiguren hatte. Auch Bridge-Karten fehlten nicht. Der Arzt war ein guter Bridge-Spieler. Er spielte gern und besuchte uns oft zum Spiel. Er war mit allen Wärtern befreundet. Sie verrieten ihn nicht, wenn er bei uns oder ich bei ihm war. Er lud mich zum Frühstück ein, wozu er herrliche Zutaten hatte. Selbst ein Kognak fehlte nicht.
Das tägliche Einerlei erfuhr schon in den ersten Tagen eine unerwartete, erfreuliche Unterbrechung. Der „Oberwärter" kam mich mit dem Arzt abholen. Ich

sollte mit ihnen zu der Frau eines Gefängnisbeamten fahren, die ein Beinleiden hatte. Meine Freude war groß, denn ich kam zum ersten Mal wieder auf die Straße. Wir fuhren zu einer Querstraße der Wadanger Straße. Hier hatten auch früher Beamte gewohnt, und man hatte eine solche möblierte Wohnung beschlagnahmt. Wie bei den Polen üblich, wurde uns zunächst ein Wodka und etwas zum Essen angeboten. Dann sah ich die Frau an und machte meine Verordnungen. Beim Abschied erwiesen sich die Leute sehr dankbar und steckten mir noch eine Menge Lebensmittel zu. Es war wieder selbstverdientes Brot.

Jetzt kam aber die größte Überraschung, wozu der Ausflug wohl von dem Oberwärter veranlasst worden war. Er meinte, da wir unterwegs wären, könnten wir auch noch zu meiner Frau fahren. Niemand konnte glücklicher sein als ich. Als meine Frau die Tür öffnete, fiel sie mir jubelnd um den Hals, weil sie glaubte, ich wäre entlassen. Wir ließen sie zunächst in dem Glauben, um die kurze Freude nicht zu stören. Auf meinen Wink lief sie zum „Grünen Laden" hinüber um einzukaufen, und dann hielten wir vier eine kräftige Frühstückstafel. Aber der Wermutstropfen war drin. Ich wurde stiller und stiller, bis ich bekennen musste, dass ich nur auf Besuch wäre. Die anderen trösteten meine Frau damit, dass ich jetzt ganz sicher bald entlassen werden würde, worauf wie Abschied nahmen.

Bald darauf wurde mir befohlen, statt des polnischen Arztes den ärztlichen Dienst im Gefängnis zu übernehmen. Bis auf die allerdings nicht seltenen „schwarzen Tage", von denen noch berichtet werden wird, begann jetzt keine schöne, aber doch viel angenehmer zu ertragende Zeit für mich, während meine Frau weiter allein mit ihren leidvollen Gedanken saß, die durch den freudigen Schreck unseres Besuches auch nicht leichter zu ertragen waren. Sie durfte mich noch nicht besuchen und mir auch keine Lebensmittel bringen. Wenigstens hatte ich bei dem Besuch die Wäsche wechseln, etwas Vorrat und auch Zigaretten mitnehmen können, um mich bei meinen Zellengenossen zu revanchieren. Unser Verkehr war nun langsam freundschaftlicher geworden, seitdem sie überzeugt waren, dass ich wirklich kein Spitzel war.

Der Tag bekam ein geregeltes Leben. Morgens um 9 Uhr trat ich im weißen Mantel meinen Dienst im ärztlichen Behandlungsraum an. Er war auch ein im Erdgeschoss gelegenes, mittelgroßes Zimmer mit einem Schreibtisch, ein paar Stühlen, Schränken mit wenigen ärztlichen Instrumenten und Spritzen und ein sehr dürftig gefüllter, kleiner Medikamentenschrank. Die Patienten wurden mir von Wärtern aus den Zellen zugeführt. Sie litten an leichten Verletzungen, die sie sich bei der Arbeit zugezogen hatten, Erkältungen, Drüsenanschwellungen, Augen- und Ohrenentzündungen, schorfigen Ausschlägen, Furunkulose, Geschlechtskrankheiten, und alle litten an Avitaminose. Meine Therapie war durch den Mangel an allem, was man dazu brauchte, sehr beschränkt. Viel musste mit gutem Zuspruch behandelt werden, aber auch den konnte ich nur beschränkt verabfolgen, weil viele Wärter den Deutschen nur gestatteten, mir ihre Klagen vorzubringen, und mir, nur rein ärztliche Maßnahmen zu verrichten,

wozu ihrer Meinung nach „gute Worte“ nicht gehörten. Das Problem konnte ich aber bald auf eine andere Weise lösen.
Bald behandelte ich nicht nur die Gefangenen, sondern auch die höheren Angestellten der „U.B.“ und des Gefängnisses, einschließlich ihrer Familien. Selbst die Frau des Chefs der „U.B.“ wurde meine Patientin. Ein im Majorsrang stehender Offizier des Gefängnisses brachte mich zu seiner „Frau“, einem jungen Mädel, für das er eine Kneipe in der Kaiserstraße eingerichtet hatte. Auch die Mutter war dabei, ob sie es wirklich war, weiß ich allerdings nicht. Nach der Untersuchung saßen wir alle zusammen bei einem guten Abendessen und reichlichen Getränken; dann führte der Major mich wieder in meine Zelle zurück.
Die Kinder eines Prokurators behandelte ich wegen Rachitis und holte dazu aus meiner Wohnung Vitamin D. Die Apotheken hatten solche Sachen noch nicht. Dafür bekam ich aber, wahrscheinlich aus Schweden, Salvarsan und sogar Penicillin in die Hand und musste damit einige Gefangene behandeln, die unter besonderem Schutz standen. Von dem einen hatte ich sogar den Verdacht, dass er nur zu diesem Zweck „aufgenommen“ wurde, denn er verschwank sofort nach Abschluss der Injektionen.
Der polnische Arzt wurde etwa nach zwei Monaten entlassen; nun kam ich in seine Zelle und damit auch in ein richtiges Bett, in dem ich jetzt im Schlafanzug schlief. Als zweiter Insasse erschien bald darauf mein „Oberwärter“. Den Grund dafür habe ich nie erfahren. Ich glaube, es hing mit den „Kassibern“ zusammen, die er gegen Entgelt hatte durchgehen lassen. Auch ich hatte in der ersten Zeit und später, als ich nicht mehr nach Hause gehen durfte, meiner Frau „Kassiber“ geschickt. Dann war es jedes Mal eine schwere Nervenprobe, bis der Wärter, der den Boten machte, mit der Antwort zurück war.
Das schrecklichste Erlebnis der ganzen Gefängniszeit hatte ich Anfang Juli, als der Prokurator, der mich als letzter vernommen hatte, in das ärztliche Sprechzimmer kam, auf meinen weißen Mantel zeigte und befahl: „Ziehen Sie das aus und kommen Sie mit!“ Mir ahnte nichts Gutes. Wir gingen über den Hof zum Gerichtsgebäude. Auf dem Wege fragte ich ihn, worum es sich handele? Er sagte: „Es steht sehr schlimm mit Ihnen! Sie haben Spionage betrieben. Russische Offiziere werden Sie vernehmen!“ Wer weiß, was das bedeutet, wird verstehen, dass mein Puls noch heute anders schlägt, wenn ich daran denke.
Wir betraten ein langes, schmales Bürozimmer. Vor dem Fenster stand ein Schreibtisch und dahinter saßen zwei russische Offiziere, daneben ein Schreiber, auf dem Tisch lag, wie üblich, ein Revolver. Ich musste mich cirka acht Schritt entfernt gegenüber auf einen Stuhl setzen. Zwischen uns nahm der Prokurator als Dolmetscher Platz. Es war kein Zufall, dass die meisten Prokuratoren russisch sprachen. Ich glaube, sie waren alle verkleidete Russen.
Wieder begann es mit den üblichen Vorfragen betreffs Personalien. Dann stand „Heimbucher“ zur Diskussion. Die Hauptfrage war, ob ich ihm Briefe nach Berlin mitgegeben hätte. Ich wusste gar nicht, dass er nach Berlin gefahren war. Wieder wurde von der „Zentrale“ gesprochen, die nicht existierte. Ich bat wieder, mir doch Zeugen gegenüberzustellen, die das behauptet hätten. Das

wollte man nicht, offenbar, weil man keine hatte. Schließlich kamen die deutschen Eisenbahner dran. Weshalb sie zu mir gekommen wären und was sie von mir wollten? Ich sagte ihnen, die Leute waren krank und suchten mich als einzigen deutschen Arzt auf, weil polnische Ärzte sie nicht behandeln würden. Merkwürdigerweise genügte ihnen das. Nichts geschah. Ich wurde wieder nach meiner Zelle zurückgebracht und schlief dort sofort ein.
In dieser Zeit war endlich Frau Dr. Koch aus dem Keller entlassen und mit drei Frauen in eine leere Gefängniszelle gesperrt worden. Sie lagen dort auf dem Fußboden. Alle drei hatten Zeichen schwerer Avitaminose. Bei einer der Frauen waren alle Gelenke geschwollen. Sie hatte schreckliche Schmerzen. Zum Glück hatte ich Tabletten mit kombinierten Vitaminen, was bald Erleichterung brachte. Leider hatte ich auf die Ernährung keinen Einfluss. Es gab überhaupt kein frisches oder grünes Gemüse, nur Graupen, Grütze, Erbsen und Bohnen oder Kartoffelsuppe. Diese wurden aber nicht etwa abwechselnd gegeben, vielmehr wurde fast eine Woche lang immer die gleiche Suppe ausgeteilt. Das war besonders verderblich, wenn es eine Woche lang jeden Tag Bohnen oder Erbsen gab. Die geschwächten Verdauungsorgane der Gefangenen konnten einfach so viele Erbsen und Bohnen gar nicht verdauen. Sie mussten aber essen, denn es wurde von ihnen schwere Arbeit verlangt. Viele arbeiteten in Gruppen außerhalb und wurden schon am frühen Morgen zur Arbeit geführt.
Ich musste Gefangene, die verlegt wurden, auf ihren Gesundheitszustand untersuchen, zeitweise auch die ganze Belegschaft gegen Typhus und Cholera schutzimpfen. Dazu erfuhr ich aus dem Büro, dass regelmäßig Trupps von uns nach dem Zuchthaus in Wartenburg verlegt wurden, und ich hatte Angst, mir könnte das auch passieren. Von den Wartenburger Zuständen hatte ich gehört, wenn der sehr freundliche Zuchthausarzt mir Kranke zur Behandlung brachte, die er nicht selbst kurieren konnte. Übrigens war Frau Dr. Koch eine Weile dorthin zum ärztlichen Dienst geschickt und war von diesem Arzt sehr gut behandelt worden. Ich hörte dann aber, dass nach Wartenburg oder Danzig nur solche Gefangenen geschickt wurden, über die ein Urteil gesprochen war und die eine längere Strafe abzusitzen hatten. Ich war nicht verurteilt, ja ich wusste noch immer nicht, weshalb ich eigentlich im Gefängnis war.
Man hat mir später gesagt, ich hätte einen Rechtsanwalt nehmen sollen. Das war aber unmöglich. Kein polnischer Rechtsanwalt hätte mich vertreten, und die „U.B.“ hätte mich ausgelacht, wenn ich das nur erwähnt hätte. Als Deutscher war ich einfach vogelfrei. Für mich gab es kein „Recht“. Früher, unter der Herrschaft Hitlers, war ich außerhalb des Rechtes, weil ich wegen meiner jüdischen Frau nicht als Deutscher behandelt wurde. Jetzt unter Polen war ich ohne Recht, weil ich Deutscher war.
Mitte Juli gab es endlich einen Lichtblick. Eine Reihe von Deutschen und auch ich wurden in kleinen Gruppen zu einer Schule am Belianplatz gebracht, in der das Gericht untergebracht war. Zunächst wussten wir nicht, was wir da sollten, denn das wurde geheim gehalten. Dann entdeckten wir, dass wir es nun mit der zivilen Gewalt zu tun hatten. Ich wurde vor einen Richter geführt, der fließend deutsch sprach und durfte direkt am Schreibtisch ihm gegenüber Platz

nehmen. Es lag kein Revolver auf dem Tisch und der Ton war so, wie er unter gebildeten Menschen zu sein pflegt. Neben dem Richter lag mein dickes Aktenstück. Er war über alle meine Vernehmungen genau unterrichtet. Wir sprachen die einzelnen Punkte noch einmal durch. Der Richter erklärte, mir wäre keine Schuld nachgewiesen und deshalb würde ich bald entlassen werden. Niemand war froher als ich. Auch die anderen Deutschen wurden für schuldlos erklärt mit der gleichen Aussicht auf Entlassung. Alle beglückwünschten mich, wenn sie auch bedauerten, ihren ärztlichen Ratgeber zu verlieren. Sie baten mich, sehr vorsichtig zu sein, weil nach ihrer Erfahrung die „U.B." mich weiterhin streng beobachten und bei geringster Gelegenheit wieder verhaften würde. Ich sprach die Hoffnung aus, möglichst viele von ihnen bald draußen begrüßen zu können.

Dann ging ich zum letzten Mal in das Büro zum Empfang meines Entlassungsscheines, ohne den der Posten mich nicht hinausgelassen hätte. Auf dem Schein stand, dass ich aus der Untersuchungshaft entlassen sei, weil das Gericht bei mir keine Schuld nachgewiesen hätte. Ich habe mich oft gefragt, weshalb ich eigentlich eingesperrt wurde. Aus den Vernehmungen gingen zwei Verdächtigungen hervor: Erstens die mutmaßlichen Verschiebungen von Deutschen. Es war der „U.B." wohl klar geworden, dass ich dazu wirklich keine Möglichkeiten hatte. Der zweite Punkt war die Annahme, dass ich die „Zentrale" eine Spionageringes war. Bei mir sollten die Fäden zusammenlaufen. Daher das tagelange Suchen nach versteckten Briefen in meiner Wohnung. Es ist aber auch möglich, dass dies alles nur Theater war und der eigentliche Grund meiner Verhaftung darin bestand, mich bis zum nächsten Deutschentransport ins Reich auszuschalten. Frau Dr. Koch, der Zahnarzt und verschiedene andere Deutsche waren auch ohne ersichtlichen Grund zur gleichen Zeit wie ich verhaftet und mit mir freigelassen worden. War vielleicht das Ganze eine Aktion gegen die Kapitalisten?

Mit meinem Entlassungsschein ging ich zu dem Posten, der an dem großen Tor stand, das auf die Straße führte. Er prüfte sorgfältig den Schein, öffnete die Pforte, und ich war frei.

Heimkehr und Abreise

Als ich am Nachmittag des 3. August 1946 mit meinem Bündel vor der Tür stand, konnte meine Frau ihrer Freude zunächst nicht Ausdruck geben, weil sie nach den vielen schlechten Erfahrungen zunächst nicht glauben wollte, dass ich diesmal wirklich endgültig dableiben würde. War ich auch wirklich frei? Es war ja nicht mehr Allenstein, sondern Olsztyn, in dem ich leben musste. Auch da würde ich weiter der Gefangene der Polen sein, und von allen, besonders von den Ärzten, feindlich betrachtet werden. Es gab jetzt über 20 polnische Ärzte, und damit war auch der Konkurrenzneid gestiegen. Sie würden nicht aufhören, mir Schwierigkeiten zu machen.
Ich hatte vier Monate nichts verdient, und die Zeit hatte viel Schmiergelder gekostet. Umsonst war ich im Gefängnis nicht so gut behandelt worden. Es war ein Glück, dass wir so viel von unserer Einrichtung bei dem Umzug aus unserem Haus herübergerettet hatten. Jetzt mussten wir wieder Sachen verkaufen, um uns das Leben zu erhalten. Eigentlich wären meine Frau und ich jetzt reif gewesen, eine Weile in ein Sanatorium zur Erholung zu gehen, statt dessen mussten wir sofort den Kampf ums Dasein aufnehmen.
Aber schon am 9. August kam die Frau des russischen kleinen Kommissars eiligst heran und riet uns, sofort zu packen, weil am nächsten Tag unsere Ausweisung erfolgen würde. Der Kommissar hatte offenbar seine Leute in allen Behörden sitzen und erfuhr alles, was dort verfügt wurde. Er war Jude und hielt deshalb seine schützende Hand über meine Frau. Wir wussten nicht, ob wir lachen oder weinen sollten. Natürlich waren wir froh, endlich aus diesem uns feindlichen Land herauszukommen. Andererseits bedeutete es, dass wir all unser Hab und Gut, den Ertrag einer 25-jährigen schweren Arbeit im Stich lassen mussten mit der Aussicht, in Deutschland als Bettler anzukommen. Unser Haus hatten wir schon verloren. Aber mit vielem, was uns noch geblieben war, waren wir verwachsen. Besonders schmerzlich war der Verlust meiner Bibliothek, meiner Sammlungen, meiner ärztlichen Einrichtung. Wie sollte ich drüben wieder arbeiten, wenn ich keine Mittel für eine neue Einrichtung hatte? Wir hatten auch gehört, wie schwer das Leben dort war, selbst für Leute, die etwas Geld zur Verfügung hatten.
Doch hier gab es kein langes Überlegen. Die Entscheidung war gefallen, und wir mussten handeln. Da wir wussten, dass man nur so viel mitnehmen durfte, wie man tragen konnte, war es nicht leicht, die richtige Auswahl zu treffen. Es kamen hauptsächlich Wäsche, Kleider, Lebensmittel für die unbestimmt lange Reise und die wichtigsten Papiere in Frage. Ich suchte alle meine Zeugnisse, vor allem die Approbation als Arzt, zusammen, machte mir Aufzeichnungen meiner Bank- und Postscheckkonten, ordnete unsere Personalpapiere, um uns drüben ausweisen zu können, und legte auch die Kaufverträge meines Hausbesitzes dazu. Wir konnten nur alles zum Packen zurechtlegen, denn man durfte ja nicht merken, dass wir vorbereitet waren und schon von dem Befehl wussten.

Wir hatten noch nicht lange geschlafen, als am 10. August, 7 Uhr morgens, sehr heftig an die Tür geklopft wurde. Sie waren da. Ein Offizier, begleitet von mehreren bewaffneten Milizsoldaten, überbrachte einen polnischen schriftlichen Befehl, der besagte, wir müssten in zwei Stunden packen und mit einem bereit gestellten Transportzug die Stadt in Richtung Deutschland verlassen. Ein Bestimmungsort war nicht angegeben. Obwohl wir damit gerechnet hatten, dass sie kommen würden, gab es doch einen heftigen Schock. So schnell hatten wir sie nicht erwartet und im Stillen gedacht, es könnte doch nur wieder eine Alarmmeldung gewesen sein, wie wir sie schon oft erlebt hatten. Was aber wirklich überraschend kam, war der Befehl, in zwei Stunden räumen zu müssen. Wir waren noch nicht einmal angezogen. Es schien uns unmöglich, in so kurzer Zeit mit allem fertig zu werden. So wurden wir etwas kopflos. Ich lief sofort zum Magistrat und erhielt von dem „Präsidenten“ eine Bescheinigung, nach der ich nicht in zwei Stunden, sondern im Laufe des Tages die Wohnung zu räumen hätte. Das war schon eine große Erleichterung. Es war jedenfalls gut, schon vorgearbeitet zu haben, denn jetzt war ein solcher Trubel in der Wohnung, dass wir uns schwer konzentrieren konnten.
Erfreut war ich, als Dr. Janowitz zur Verabschiedung kam. Unsere Ausweisung hatte sich wie ein Lauffeuer in der Stadt verbreitet. Ich konnte ihm noch einige Bücher zur Erinnerung schenken. Er hatte auch meine Frau während meiner Abwesenheit in rührender Weise unterstützt und getröstet.
Gegen Mittag hatten wir drei Koffer und einen Rucksack gepackt. Zwei Daunendecken lagen verschnürt als fünftes Gepäckstück daneben. Wir waren froh, es geschafft zu haben und nun gemeinsam mit den uns kontrollierenden Soldaten ein improvisiertes Mittagessen einnehmen zu können. Da schlug plötzlich ein Blitz aus heiterem Himmel ein. Die Entreetür hatte offen gestanden, so hatte niemand gehört, dass jemand hereingekommen war. Es war ein Bote der „U.B.“ mit dem Auftrag, mich abzuholen. Alles war entsetzt. Selbst die Soldaten waren überrascht. Meine Frau warf sich laut weinend auf eine Chaiselongue. Ich stand fassungslos. Der Bote war sehr freundlich und meinte tröstend, es würde nicht lange dauern. Worum es sich handelte, wusste er nicht. Ich konnte nicht darüber nachdenken, was nun werden sollte. Der Bote hatte es eilig. Ich zog also wieder meine alte warme Jacke an, setzte meine Mütze auf und ging mit.
Im Gerichtsgebäude musste ich in der Halle warten, Währenddessen kam ein Prokurator aus einem Büro, ein unangenehmer, zynischer Mensch, den ich von Vernehmungen her kannte. Er begrüßte mich mit den Worten: „Da haben wir Sie ja wieder. Wir wissen jetzt, dass bei Ihnen die Fäden zusammenliefen. Sie kommen wieder in den Keller und von dort nicht mehr heraus.“ Ich glaube, es war das erste Mal, dass mir die Tränen in die Augen traten. Er wandte sich schweigend und grinsend ab und ging. Nach einer weiteren halben Stunde, die mir wie eine Ewigkeit erschien, kam ein Bote und führte mich in ein Büro. Am Schreibtisch saß ein Prokurator, auf seinem Tisch lag mein Aktenstück, aber kein Revolver. Er bat mich, zu meiner Überraschung in höflichem Ton, Platz zu

nehmen und bot mir eine Zigarette an. Das war jedoch schon früher bei Vernehmungen vorgekommen und schien zu einer besonderen Technik des Verhörs zu gehören. Auch bei der „Gestapo“ hatte ich das erlebt. Doch jetzt geschah ein Wunder! In sehr freundlichem Ton fragte er mich, weshalb ich überhaupt wegfahren wolle? Ich erwiderte, ich täte es auf Befehl der Miliz. „Den Befehl können wir rückgängig machen“, entgegnete er. „Bleiben Sie hier. Wir brauchen Ihre ärztliche Kunst. Wenn Sie sich dazu entschließen, bekommen Sie Ihre Wohnung und alles, was darin ist, zurück.“ Ich war zunächst sprachlos und in meinem Kopf stürmten die Gedanken durcheinander. Was bedeutete das? Was steckte dahinter? Aber ich fasste mich schnell. „Sehen Sie“, sagte ich zu ihm, „ich bin 62 Jahre alt. Durch die Operation und die Gefängniszeit sind meine Kräfte sehr herabgesetzt. Sie haben hier jetzt genügend Ärzte. Dr. Janowitz hat an mir bewiesen, dass er viel mehr kann als ich. Sie brauchen mich also nicht. Und wenn ich mich wirklich wieder erholen sollte, wie lange werde ich dann in meinem Alter noch arbeiten können? In Deutschland habe ich meine Söhne, die mich dann ernähren werden. Hier würde ich in Kürze der Wohlfahrt zur Last fallen. Bitte lassen Sie mich abfahren.“ Er erhob sich und meinte, ich sollte mir das noch überlegen, andererseits würde er mich nicht halten.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich verabschiedete mich, wobei er mir die Hand reichte und meine: „Ihre Söhne könnten doch auch hierher kommen.“ Ich lief im wahrsten Sinne des Wortes nach Hause. Dort starrten mich alle an, als ob ich plötzlich aus der Hölle erschienen wäre. Meine Frau konnte sich lange nicht beruhigen. Sie hatte schon gefürchtet, ohne mich abfahren zu müssen. Doch nun war ich da, und es musste gehandelt werden. Eine gute Tasse Kaffee hob die Lebensgeister.

Gegen 15 Uhr waren wir fertig. Ich hatte einen kleinen Einspänner bestellt, der regelmäßig Fuhren machte, weil wir das schwere Gepäck nicht zum Bahnhof schleppen wollten. Der Weg führte uns zum letzten Mal an unserem verlassenen Haus vorbei, in dem wir so viele schöne Jahre verlebt hatten. Es war eine Stimmung, als ob man von einem Begräbnis käme. Die Soldaten zogen mit uns. Aber die Überraschungen waren noch nicht zu Ende. Die Soldaten zogen am Bahnhof vorbei. Auf unsere erstaunte Frage, wo sie hin wollten, erklärten sie, dass der Zug heute noch nicht abginge und wir diese Nacht in einer Baracke verbringen müssten. Schöne Aussichten! Wir kamen zu einer Barackensiedlung außerhalb der Stadt, hinter dem neuen Schlachthof, von dem wir während der ersten Russenzeit manches Mal einen Eimer voll Fleck geholt hatten, die die Kinder gern aßen. Hier hatten in letzter Zeit Zigeuner gehaust, und so sah es auch aus.

Wir trafen dort schon ca. 500 Deutsche, die wie wir zusammengetrieben worden waren. Immer kamen noch welche nach. Man sah dort manches bekannte Gesicht. Herr Dr. Ziegler und Frau waren da, ebenso Frau Dr. Koch. Wieder nahm uns die „U.B.“ in Empfang, nachdem sich eine hohe Zauntür hinter uns geschlossen hatte. Sie legten lange Listen mit den Namen ihrer Opfer an, und

wir erhielten neue Ausweis- und Ausreisepapiere. Die Ausreise schien also wenigstens sicher. Dann wurden wir in eine schon recht volle Baracke gewiesen. Abends gab es eine Suppe und ein Stück Brot, und dann legten wir uns auf die Feldbetten. Draußen zogen Posten auf.
Doch kaum hatten wir uns hingelegt, als eine neue Qual begann. Die Baracke wimmelte voller Wanzen. Sie liefen uns über Gesicht und Hände und ließen sich von der Decke auf uns herunterfallen. Wir verbrachten hier zwei qualvolle Tage und Nächte. Am dritten Tag kam morgens der Befehl, wir sollten uns mit unserem Gepäck sechs Schritte von den Baracken entfernt in einer Reihe zu vieren aufstellen. Gegen neun Uhr stand eine lange Reihe von Menschen mit zum Teil wüst aussehendem Gepäck längs den Baracken. Wir wurden familienweise in die Verwaltungsbaracke gerufen. Dort wurde das Gepäck „revidiert". Nach ziemlich langer Zeit kamen die Familien wieder erleichtert und verschüchtert heraus und mussten sich auf einer gegenüberliegenden Wiese lagern. Es war ein heißer, gewitterschwüler Tag. Als wir etwa drei Stunden gestanden und nur sehr langsam vorwärts gerückt waren, wurden wir müde und hungrig.
Gegen drei Uhr nachmittags waren alle vor uns stehenden Leute abgefertigt, und wir betraten die Baracke zur „Gepäckrevision". Die Baracke war aufgeteilt in einen größeren Vorraum, an dessen linker Seitenwand ein Schreibtisch stand, daneben eine große Waage. Die rechte Hälfte der Baracke enthielt Büroräume und zwei kleine Kabinen, jede etwas größer als eine Telefonzelle. Wir mussten unser Gepäck in dem ersten Raum abstellen und öffnen, dann wurden wir getrennt jeder in eine der kleinen Kabinen geführt. Meine Frau wurde dort von einer Beamtin, ich von einem Prokurator empfangen. Ich wurde gefragt, ob ich Geld bei mir hätte. Auf diese Frage war ich vorbereitet, zog etwa 2.000 Zloty aus der Hosentasche und gab sie ihm. Er fragte, ob ich nicht noch mehr hätte, und als ich das verneinte, steckte er das Geld in seine Hosentasche. Damit war diese Amtshandlung beendet. Eine Quittung oder sonstige Bestätigung hatte sich damit erübrigt. Dann musste ich mich ausziehen. Er begann, meine Kleider zu untersuchen, nicht nur die Taschen, sondern auch sämtlich Nähte wurden sorgfältig abgefühlt in der Hoffnung, dort noch eingenähtes Geld oder Schmuck zu finden. Ich hatte, um möglichst viel zu retten, mir zwei Anzüge übereinander angezogen, so dass diese Prozedur ziemlich lange Zeit in Anspruch nahm. Es war nichts dabei zu finden. Dann zerriss er fast meine Schuhe in der Annahme, im Absatz oder zwischen den Sohlen könnte etwas verborgen sein. Auch das war erfolglos, und ich durfte mich wieder anziehen. Dasselbe hatte meine Frau während der Zeit durchgemacht.
Als wir aus den Kabinen herauskamen, waren inzwischen unsere Koffer „revidiert" worden. Alle unsere Sachen wurden auf die große Waage geworfen. Ein Beamter erklärte, wir dürften nur 40 Kilogramm Gepäck mitnehmen, warf einen Koffer herunter und schleuderte ihn in eine Ecke. Mit dem Rest sollten wir nun schleunigst hinaus. Mein Protest war wirkungslos. Die Miliz nahm eine drohende Haltung ein. Wir rafften alles, was wir nun noch besaßen, zusammen und gingen „arm wie eine Kirchenmaus" auf die Wiese zu den anderen schon untersuchten Deutschen. Mir schien es doch schade, den ganzen Kofferinhalt

zu verlieren. Daher ging ich noch einmal zurück. Der Koffer lag offen in der Nähe der Tür am Boden, so konnte ich eine Mütze herausnehmen. Als ich noch mehr nehmen wollte, warf mich ein Soldat mit einem Fußtritt hinaus. Als wir nun wütend und abgekämpft auf den Trümmern unserer Habe saßen, ging ein schwerer Gewitterregen nieder. Wir durften nicht in die Baracke zurück und wurden nass bis auf die Haut. Erst als es schon ganz dunkel war, es mag 22 Uhr gewesen sein (eine Uhr hatte niemand mehr) waren die Letzten abgefertigt. Jetzt durften wir wieder in die Baracken zurück, um die letzte Nacht auf ostpreußischem Boden zu schlafen, soweit es die Wanzen zuließen.
Am nächsten Morgen war alles früh auf den Beinen, und jeder hoffte, sobald als möglich wegzukommen. Wir wurden mit Lastwagen zur Bahn gefahren, wo der Zug wirklich schon bereit stand. Es war ein sehr langer Güterzug, der, wie ich hörte, die letzten Deutschen hinausbringen sollte. In der Mitte war ein Waggon als Sanitätswagen ausgerüstet, in dem zwei polnische Rote-Kreuz-Schwestern und einige Medikamente und Verbandstoffe untergebracht waren. Davor war ein Mannschaftswagen für einen Trupp Milizsoldaten zur Bewachung des Zuges gekuppelt und dahinter ein Güterwagen, der als Krankenwagen dienen sollte. Er unterschied sich von den anderen Waggons dadurch, dass Strohlagen darin ausgebreitet waren. Diesen Wagen bezogen die deutschen Schwestern mit den Angerburger Krüppeln, meine Frau und ich. Wir konnten auch das Ehepaar Ziegler und Frau Dr. Koch zu uns aufnehmen. Die Schwestern belegten mit ihren Patienten die eine Hälfte des Waggons bis zu den großen Schiebetüren in der Mitte, und wir die andere. Die Patienten konnten ihrer Gebrechen wegen nur liegen und blieben während der ganzen Reise auf dem Stroh, während wir das Stroh tagsüber in eine Ecke räumten, um uns freier bewegen zu können. So waren wir verhältnismäßig bequem untergebracht. Die übrigen Wagen waren überfüllt, aber es kamen noch immer Leute nach, die irgendwo hineingestopft wurden.
Soweit ich mich erinnere, bekamen wir auch noch eine Schale Suppe auf dem Bahnhof, und dann rollte der Zug gegen Mittag hinaus. Wir sahen mit gemischten Gefühlen die altbekannten Gebäude an uns vorüberziehen. Erst kam unser Garten, der hinten von dem Geleise begrenzt wurde, dann nach wenigen Häusern das schöne, alte Schloss, noch vom Ritterorden erbaut. Einen Blick konnte ich danach auf das „Dorotheenhaus“ werfen, das ich ausgebaut und 25 Jahre gleitet hatte. Jetzt spielten die deutschen Waisenkinder mit polnischen Kindergärtnerinnen im Garten.
Während der nächsten Stunden wurde bei uns nicht viel gesprochen. Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt. Jeder wusste, welch einen entscheidenden Eingriff diese Abreise in ein neues Leben bedeutete, und niemand konnte ahnen, was vor uns lag. Es war eine Fahrt „ins Blaue“, aber in blauen Dunst. Schließlich siegte wieder der Magen. Wir machten es uns so bequem, wie es in einem Viehwagen möglich ist und begannen, unsere Vorräte zu verzehren. Zieglers und Frau Dr. Koch hatten guten Humor und verstanden es, alle aufzuheitern. Als es anfing, dunkel zu werden, breiteten wir auch auf unserer Wagenhälfte das Stroh wieder aus und merkten sehr bald, wie schwer es ist, es

so zu verteilen, dass die der Stütze besonders bedürftigen Körpergegenden auf Stroh liegen. Wir lagen alle in einer Reihe, jeder in den drei folgenden Nächten auf dem gleichen Platz. Ich lag am äußersten linken Ende, um die anderen nicht zu stören, falls nachts in der anderen Hälfte unseres „Schlafwagens“ bei den Kranken meine Hilfe nötig sein sollte. Es war auf der ganzen Reise nicht der Fall. Am Tage machte ich am Zug lang „Visite“ und verbrachte auch einige Zeit mit den polnischen Rote-Kreuz-Schwestern, die mir Medikamente für die leicht Erkrankten im Zuge zur Verfügung stellten. Auch das Verhältnis der Deutschen zu der uns bewachenden Miliz war freundlich. Soviel ich weiß, gab es keine Schwierigkeiten auf der Fahrt.
Gegen Abend des vierten Tages fuhren wir in einen Vorort von Stettin ein, das jetzt auch polnisch war. Die Stadt war durch Bombenangriffe schwer zerstört worden. Wir mussten alle aussteigen und mit unserem Gepäck eine weite Strecke bis zu einer teilweise zerstörten Villa gehen. Sie hatte kein Dach mehr. Wir waren ca. 1.000 Menschen, für die der Raum in dem Haus nicht ausreichte, so mussten wir uns eng wie die Sardinen in der Büchse auf den Fußböden zusammenpferchen und merkten jetzt erst, wie viel besser es sich auf dem Strohlager im Zug geschlafen hatte. Es gab überhaupt keine Toilette oder Wasserversorgung. Sie war zerstört. So verrichteten alle ihre Geschäfte im Garten, worauf man am zweiten Tage dort kaum treten konnte. Das Wasser wurde von einer entfernten Zapfstelle auf der Straße geholt.
Wir nannten diese Leidensstation die „Vorhölle“, denn wir erfuhren, dass wir nach einigen Tagen in eine nicht weit davon entfernt liegende zerstörte große Schule kommen würden, wo es noch schlimmer zugehen sollte. Es waren die Sammellager für die auszuweisenden Deutschen, die in ihnen so lange bleiben mussten, bis Züge durch die hier angrenzende russisch besetzte Ostzone nach der Westzone Deutschlands fuhren.
Die ärztliche Aufsicht über die „Vorhölle“ und die „Hölle“ hatte ein deutscher Arzt, der in der „Hölle“ wohnte und dort auch eine Krankenabteilung mit einigen Betten eingerichtet hatte. Ich besuchte ihn auf einem Gang nach Wasser, denn anders ließen die Posten niemand aus der „Vorhölle“ heraus. Er empfing mich sehr freundlich und war an meiner baldigen Ausreise persönlich interessiert. So konnte er es durchsetzen, dass meine Frau und ich schon am dritten Tag nach der „Hölle“ kamen, während die anderen gewöhnlich 14 Tage in der „Vorhölle“ verbringen mussten, bis in der „Hölle“ für sie Platz wurde. Für uns war der Aufenthalt in der „Hölle“ auch gar nicht so schlimm, denn der Arzt wies uns ein Krankenzimmer an, so dass wir in richtigen Betten schliefen, wenn es auch keine Wäsche gab. Es war gut, schon aus der „Vorhölle“ heraus zu sein, denn am gleichen Tag hatte ein schwerer Regen eingesetzt, der in dem Garten einen unvorstellbaren Morast geschaffen hatte. Diesen mussten die Deutschen der „Vorhölle“ nun säubern. Wir waren der Aufgabe entgangen.
Schon am nächsten Tag fuhr ein Zug mit einem Judentransport. Der Arzt konnte es erwirken, mich als ärztlichen Begleiter des Zuges einzusetzen. Mit gespannter Erwartung rollten wir dann der Westgrenze zu. An der Grenze, dem „Eisernen Vorhang“, gab es noch einmal einen längeren Aufenthalt. Mittags

setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und in wenigen Minuten fuhr er über die westdeutsche Grenze. Wir waren endlich aus den Krallen der Russen befreit und fuhren weiter nach Lübeck, wo es wieder einen langen Aufenthalt gab.
Wir befanden uns nun auf deutschem Boden und hatten, wenn nichts weiter, so doch die wichtigsten Güter gerettet: unser Leben und unsere Freiheit. Freiheit nicht nur von den Russen und Polen, sondern auch von Hitler, der unser ganzes Unglück verschuldet hatte. Wenn er neben seinen anderen Schandtaten den unseligen Krieg nicht begonnen hätte, wäre die Geißel der Russen und Polen nicht über uns gekommen. Sie übten nur Rache für das, was Hitler an ihnen verbrochen hatte.
Wir wurden uns erst jetzt richtig bewusst, was wir alles verloren hatten. Es war ja nicht nur der Ertrag einer 25-jährigen schweren und ertragreichen Arbeit. Wir hatten unsere Heimat verloren, in der wir jeden Winkel kannten und all die schönen Wälder und Seen besucht hatten. Wir hatten einen sehr großen Kreis von Freunden und Bekannten verloren, denn als einziger Facharzt für Orthopädie im südlichen Ostpreußen war ich viel herumgekommen, enge Bande hatten sich mit vielen angesehenen Familien geschlossen. Ich hatte auch eine rege wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet und stand in naher Beziehung zu Fachkreisen der Universität Königsberg. All das und vieles Intime, Kleine, was im täglichen Leben durch Gewohnheit eine große Bedeutung gewinnt, dem Tage seine Einteilung gibt und das Lieben lieb macht, war für immer verloren. Wir standen wie die gerupften Vögel, ohne eine Vorstellung, wo wir wieder ein Nest bauen könnten. Ich hatte meine Existenz verloren und mangels Mitteln auch keine Aussicht, mir eine neue gründen zu können. Womit sollte ich neue Instrumente anschaffen und die Räume und die Möbel dazu, um darin zu arbeiten?
Etwas war uns aber doch noch geblieben: unsere beiden Söhne! Wir wussten weiter nichts von ihnen als ihre Adressen. Am nächsten wohnte der ältere, Walter, nämlich in Minden, wo er vor wenigen Tagen geheiratet hatte. An ihn sandten wir ein Telegramm und baten ihn, uns abholen zu kommen. Am nächsten Tag rückte er mit zwei großen Koffern an. Er hatte erwartet, wir würden, wie die meisten Flüchtlinge aus dem Osten, unterwegs beraubt worden sein und uns halbnackt mühsam in Lumpen hüllen. So hatte er vorsorglich Kleider und Wäsche für uns mitgebracht. Die Wiedersehensfreude war groß. Am nächsten Tag fuhren wir gemeinsam nach Minden, wo uns seine junge Frau aufs herzlichste empfing. Ein neuer Tag hatte verheißungsvoll begonnen.

Wir gratulieren

zum Geburtstag

95 Jahre	Hanna Bleck, geb. Parschau, früher Roonstr. 83, jetzt 48249 Dülmen, Brokweg 8, am 14.09.2023
	Sigard Müller, geb. Roensch, früher Roonstr. 14a, jetzt 69151 Neckargemünd, Kurpfalzstr. 24, am 31.08.2023
94 Jahre	Joachim Hufenbach, früher Schnellerweg 1, jetzt 64289 Darmstadt, Borsdorffstr. 38, am 06.08.2023
93 Jahre	Christel Becker, geb. Kolberg, früher H.-G.-Str. 17, jetzt 41334 Nettetal, Sassenfelder Kirchweg 85, am 26.12.2023
92 Jahre	Bruno Mischke, früher Deuthen, jetzt 47918 Tönisvorst, Alter Weg 68, am 27.09.2023
90 Jahre	Antonius Zentek, früher Str. der SA 19, jetzt 19348 Perleberg, Pritzwalker Str. 69, am 21.08.2023

Abschied von Annemarie Günther

Annemarie Günther, geb. Seeliger, wurde am 09. April 1924 in Allenstein geboren. Nach einem erfüllten Leben ist sie am 10. Mai 2023 im gesegneten Alter von 99 Jahren in Ahrensburg verstorben. Wir erinnern uns dankbar an ihre vielfältigen ehrenamtlichen Tätigkeiten in der Stadtgemeinschaft, für die sie mit dem Goldenen Ehrenzeichen ausgezeichnet wurde.
Besonders lag ihr die Unterstützung der in unserer Heimatstadt verbliebenen Landsleute am Herzen. Bei der jährlichen Verteilung der Bruderhilfe an bedürftige Angehörige der deutschen Minderheit knüpfte sie viele persönliche Kontakte. Wir verabschieden uns von einer engagierten Allensteinerin.

Christel Becker, Hanna Bleck

Wir gedenken

Gedenktafel in der Propsteikirche Gelsenkirchen

Marianne Ornazeder	geb. Mucha am 01.08.1921, verst. 29.08.2022, zuletzt wohnhaft in 3300 Amstetten, Gutenbergstr. 6, Österreich, angezeigt von Sohn Kristian Ornazeder
Georg Fahl	geb. 09.09.1936, verst. 03.12.2022, früher Masurensiedlung Angerburger Str. 7, zuletzt wohnhaft in 58762 Altena, Gustav-Selve-Str. 37, angezeigt von Bruder Pau Fahl.
Gertrud Späth	geb. Tolksdorf am 14.01.1929, verst. 21.03.2023, früher Langgasse 22 und Stauwerk, zuletzt wohnhaft in 67063 Ludwigshafen, Hohenzollernstraße 56 b, angezeigt von Sohn Martin Späth.
Rosemarie Seiffert	geb. Biernath 1926 in Allenstein, verst. am 18.01.2023, zuletzt wohnhaft in 80639 München, Winthirstr. 4 RG b, angezeigt von Sohn Dr. Wolf-Dieter Seiffert
Paul Gaebler	geb. 06.11.1927, verst. 21.06.2020, zuletzt wohnhaft in 22045 Hamburg, Köpenicker Str. 35, angezeigt von Sohn Torsten Gaebler.
Hans Pulina	geb. 13.11.1929, verst. 07.03.2023, zuletzt wohnhaft in 33607 Bielefeld, Vogtweg 4 b, angezeigt von Tochter Ewa Ilic.

Wir danken unseren Spendern

Das Allensteiner Landestheater „Treudank“

Liebe Spender,

Ihnen verdanken wir, dass alle Allensteiner und Freunde unserer Heimatstadt seit 75 Jahren den Heimatbrief erhalten und damit die Erinnerung an Allenstein bewahren und weitergeben konnten.
Ebenso ermöglichen Sie mit Ihren Zuwendungen die Durchführung unserer Jahrestreffen und die Unterstützung der deutschen Gesellschaft in Allenstein, die zukünftig durch die Stiftung Allenstein erfolgen wird.
Wir danken allen Spendern des vergangenen Jahres (November 2022 bis Mai 2023) ganz herzlich für ihre Treue und bitten, die Arbeit der Stadtgemeinschaft und der Stiftung auch weiterhin zu unterstützen.

Der Vorstand

Abraham, Inge, geb. Höpfner
Alexander, Annemarie
Allary-Neumann, Edith
Ambrosius, Herbert & Lore
Antonatus, Renate
Arendt, Irmgard
Bailly, Adolf & Elfriede
Barczewski-Czodrowski, Hildegard
Bauer, Anneliese
Berger, Hildegard, geb. Jockel
Bergmann, Ewald
Biernat, Horst & Gisela
Blasche, Hans-Peter
Borrink, Eva-Maria
Brück, Ulrike
Brumlich, Hagen & Gabriele, geb. Eshen
Bulitta, Michael
Burgschweiger, Dr. Kunz
Burkat, Ursula
Conrad, Inge-Maria
Conrad, Peter
Cours, Edeltraud, geb. Fabeck
Dargiewicz, Irmgard, geb. Black
Daube, Liselotte
Ditner, Felicitas
Doermann, Martin
Dreyer, Helga
Drossel, Josef & Wladyslawa
Dulisch, Heinz
Düsing, Waltraut, geb. Löhl
Eberwein, Martin & Eva, geb. Elbing
Engels, Lothar & Herdis
Fabeck, Lothar
Fabeck, Sabine
Fahl, Paul
Faltinski, Norbert & Heike
Freitag, Werner
Frenchkowski, Birgit
Frintrop, Anna
Frischmuth, Dieter & Gerda
Gaebler, Ulrich
Gebauer, Adelheid, geb. Balzer
Gerhardt, Horst & Rosemarie
Gerwald, Klaus-Dieter
Goldau, Horst
Goriss, Herbert & Anita
Gosse, Manfred
Grallert, Angelika
Granitzka, Dieter & Marie-Luise
Graw, Bertram
Gruschlewski, Günter & Gertraud
Günther, Annemarie, geb. Seeliger
Haberkorn, Rudolf & Brigitte
Hannack, Ursula, geb. Senkowski
Hasenberg, Anton & Hedwig
Hausmann, Helene, geb. Werdowski
Heide-Bloech, Dr. Ilse Annemarie
Hemberger, Bernhard & Waltraud, geb. Knifka
Herkenhoff, Wolfgang
Herzig, Irene
Hinzmann, Dieter
Holz, Adolf & Ella
Horstmann, Peter-Jürgen
Hufenbach, Gottfried & Eve
Hufenbach, Joachim & Bärbel
Irro, Irmgard
Jäger, Axel & Christa
Jegensdorf/Jegodowski, Dr. Lothar
Jelenowski, Georg & Ursula
Jendrosch, Albin & Ingrid, geb. Kanter
Kalinowski, Siegfried
Kalwa, Ingeborg, geb. Krieger
Kardekewitz, Klemens
Kittler, Arno
Kluth, Luzia
Koenen, Wilhelm & Brigitte
Koitka, Edith
Kolitsch, Dr. Gudrun, geb. Hagelstein
Kopowski, Franz
Kopsch, Heinz & Irmgard, geb. Schäfke
Kornalewski, Rudolf
Kortum, Axel Werner
Kowalski, Manfred & Maria
Kraska, Wolfgang
Krause, Waltraud
Krebs, Jutta
Kretschmann, Rudolf & Regina
Kuhnigk, P. Dr. Willibald
Lamping, Irmgard, geb. Korinth
Lange, Bernt Erich
Lehmann, Heinz Joachim
Littner, Alexander & Rosemarie
Lobert, Irmgard, geb. Krämer
Lochelt, Helga, geb. Gollan
Lorkowski, Gertrud
Loy, Klaus
Lukowski, Ulrich
Markart, Waltraut, geb. Fleischhauer
Marx, Wolfgang & Ursula, geb. Forstreuter
März, Susanne
Memminger, Thomas & Rita
Mischke, Bruno
Möhring, Margot
Mucha, Hubertus
Müller, Hans & Ilse, geb. Kordeck
Müller, Renate
Napolowski, Bernd
Neumann, Johannes
Nikelowski, Ursula
Nowakowski, Helmut
Ohnesorge, Dieter & Ortrud
Opiolla, Hermann
Ostermann, Rita
Pantel, Maria
Paulwitz, Doris
Peplinski, Hildegard
Pernice, Dr. Johann-Anton
Peters, Hans-Jürgen
Petrikowski, Klaus
Pick, Werner
Pinno, Günther
Poleska, Dr. Waldemar & Irmgard
Prengel, Gerhard
Prokisch, Dieter & Doris
Prothmann, Peter & Leonore, geb. Hömmpfer
Pruss, Hubertus

Pulina, Hans & Else
Quednau, Karin Renate
Rarek, Siegfried & Regina
Raschkowski, Alfred
Rein, Manfred & Elfriede, geb. Kirschbaum
Reinke, Hubertus & Karin
Reinsch, Norbert & Ursula
Riese, Heinz & Silvia, geb. Peters
Rochel, Gerhard & Bärbel
Rose, Rainer
Rothbart, Katja
Ruhl, Christel
Samjeske, Werner
Sander, Helga
Schattauer, Christian
Scherer, Irmgard
Scherschanski, Werner & Renate
Schieferstein, Rolf
Schiemann, Adalbert
Schlegel, Alfred
Schlusnus, Jürgen & Elisabeth
Schneider, Jörg Hermann
Schnoor, Matthias
Schotten, Waltraut
Schreiweis, Hermann
Schulz, Helmut & Brigitte, geb. Lieder
Schulz, Jürgen & Renate, geb. Drexler
Schulz, Siegfried & Lore
Schwarz, Heinz-Werner & Ingrid, geb. Kopp
Seidel, Clemens
Sellke, Manfred & Margit
Siefert, Erika
Soden, Dr. Meinhard
Soden, Matthias
Sonnenberg, Benno
Stankowski, Sonja Ruth
Stockdreher, Johannes
Stork, Josef
Storm, Caecilia
Strassek, Hannes & Renate, geb. Risch
Thielsch, Josef
Tiedt, Erhard
Tomaschewski, Albert & Maria
Tuchscherer, Sylvester & Ingrid, geb. Petrikowski
Vogg, Edith, geb. Kozig
Vollmer, Dirk
von Dewitz, Eva, geb. Sternberger
von Drews, Richard & Dorothee
Walther, Ilse, geb. Kowalewski
Warlich, Marianne
Wegner, Hannelore
Weidmann, Maria-Magdalena Clara
Weiss, Anton & Ilse
Wenzel, Annelore, geb. Sinnhoff
Wenzel, Horst Rüdiger & Hildegard Marie
Wettig, Irmgard, geb. Spiewack
Wieschnewski, Ewald
Wighardt, Cornelia
Willig, Markus
Winter, Josef & Karin
Wloczkowski Adalbert & Grazyna
Woronowicz, Paul & Renate, geb. Kornowski
Wosnitza, Irmgard, geb. Metz
Wronka, Helmut
Zapolski, Irmgard, geb. Peters
Zauner, Jürgen & Gertrud
Zekorn, Dr. Klaus Bruno
Zentek, Antonius
Zink, Georg & Marianne

An unsere Mitglieder

Stiftung Allenstein

Wegen unserer Altersstruktur wurde es in den vergangenen Jahren immer schwieriger, eine ausreichende Zahl von Mitgliedern für die Wahrnehmung der vielfältigen Aufgaben einer Kreisgemeinschaft zu gewinnen. Vorsorglich haben wir vor einigen Jahren die Stiftung Allenstein errichtet, um die Arbeit der Stadtgemeinschaft auch nach ihrer Auflösung fortsetzen zu können.
Obwohl die Stadtgemeinschaft als nichteingetragener Verein bestehen bleibt, gehen das Vermögen und die Aufgaben der Stadtgemeinschaft an die Stiftung über, die unsere vordringlichen Satzungsziele, die Unterstützung der deutschen Gesellschaft mit dem Haus Kopernikus in Allenstein und den Erhalt des Allensteiner Heimatmuseums in Gelsenkirchen, fortführen wird. Diese Ziele sind in der Stiftungssatzung verankert.

Allensteiner Heimatbrief

Diese Sonderausgabe zum 75. Jubiläum des AHB erhalten ausschließlich unsere Mitglieder.

Allensteiner Jahrestreffen

Unsere Jahrestreffen werden auch zukünftig gemeinsam mit der Kreisgemeinschaft Allenstein veranstaltet. Auch Angehörige der AGDM wollen wir weiterhin dazu einladen. Im letzten Jahr hatten wir acht Gäste aus Allenstein, und das wird auch die Größenordnung für die Zukunft sein. Die Kosten der Jahrestreffen tragen Stadtgemeinschaft und Kreisgemeinschaft sowie die Stiftung Allenstein. Die Bekanntmachung erfolgt in der Preußischen Allgemeinen/Ostpreußenblatt.

Förderverein für die Städtepartnerschaft Gelsenkirchen-Allenstein/Olsztyn

Die Patenschaft der Stadt Gelsenkirchen für die Stadt Allenstein wurde im Jahre 1954 übernommen. 1992 entstand daraus die Städtepartnerschaft. Die Stadtgemeinschaft hat zum 50-jährigen Bestehen der Patenschaft im Jahre 2004 mit beiden Städten eine Vereinbarung zur partnerschaftlichen Zusammenarbeit geschlossen und die Städtepartnerschaft seitdem im Rahmen ihrer Möglichkeiten gefördert.
Die Verbindung zu unserer Heimatstadt soll nun auf eine breitere Basis gestellt werden, indem nicht nur die Stadtgemeinschaft, sondern auch Bürger der Stadt Gelsenkirchen, die an einer lebendigen Verbindung zu ihrer Partnerstadt interessiert sind, die Möglichkeit haben, dabei mitzuwirken.
Die Stadtgemeinschaft beabsichtigt, gemeinsam mit der Stadt Gelsenkirchen einen Förderverein für die Städtepartnerschaft ins Leben rufen. Es wäre schön, wenn sich möglichst viele Allensteiner zu einer Mitgliedschaft entschließen könnten. Den Antrag auf Mitgliedschaft und die Satzung finden Sie auf den folgenden Seiten.

Antrag auf Mitgliedschaft im Förderverein

Name Vorname	
Geburtsdatum	
Anschrift	
Telefon	
E-Mail	
Verpflichtung	Ich verpflichte mich, den jeweiligen Mitgliedsbeitrag bis zum 31.03. d. J. zu überweisen.
IBAN	
Einzugser-mächtigung	Ich ermächtige den Förderverein, den jeweiligen Mitglieds-beitrag von meinem o.a. Konto abzurufen.
Unterschrift	

Bitte heraustrennen und einsenden an:
Stadtgemeinschaft Allenstein, Vattmannstr. 11, 45879 Gelsenkirchen oder
StadtAllenstein@t-online.de

Verein zur Förderung der Städtepartnerschaft Gelsenkirchen-Allenstein/Olsztyn

Satzung

in der Fassung vom 10.10.2022

§ 1
Name , Sitz

(1) Der Name des Vereins ist „Verein zur Förderung der Städtepartnerschaft Gelsenkirchen-Allenstein/Olsztyn e.V.“.
(2) Der Sitz des Vereins ist Gelsenkirchen.

§ 2
Vereinszweck

(1) Zweck des Vereins ist die Förderung internationaler Gesinnung, der Toleranz auf allen Gebieten der Kultur und des Völkerverständigungsgedankens.
(2) Der Vereinszweck wird verwirklicht durch die Vertiefung der partnerschaftlichen Beziehungen zwischen den Städten Gelsenkirchen und Allenstein/Olsztyn und insbesondere durch die Förderung von Kontakten und gemeinsamen Projekten auf den Gebieten Kunst und Kultur, Bildung, Erziehung und Sport, Umwelt- und Denkmalschutz sowie kommunale Belange. Damit trägt er zur Verbesserung der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Polen bei.
(3) Der Verein ist selbstlos tätig; er verfolgt nicht in erster Linie eigenwirtschaftliche Zwecke.
(4) Der Verein ist überparteilich und konfessionell nicht gebunden.

§ 3
Steuerbegünstigung

(1) Der Verein verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „Steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.
(2) Die Mittel des Vereins dürfen nur für die satzungsgemäßen Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten keine Zuwendungen aus Mitteln des Vereins.
(3) Es darf keine Person durch Ausgaben, die dem Zweck des Vereins fremd sind, oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.

§ 4
Mitgliedsbeiträge

(1) Zur Erfüllung seiner Aufgaben ist der Verein berechtigt, Mitgliedsbeiträge zu erheben.

(2) Die Höhe der Beiträge wird durch die Mitgliederversammlung festgelegt. Bei Gründung des Vereins beträgt der Jahresbeitrag 60 Euro für natürliche und 120 Euro für juristische Personen. Er ist im Gründungsjahr bis zum 31.12. und in den Folgejahren bis zum 31.03. fällig.
(3) Weitere Mittel erhält der Verein aus Geld- und Sachspenden sowie aus Sammlungen und Werbeaktionen, öffentlichen Zuschüssen und sonstigen Zuwendungen.

§ 5
Mitgliedschaft

(1) Mitglieder des Vereins können natürliche und juristische Personen werden.
(2) Die Aufnahme ist schriftlich zu beantragen. Über die Aufnahme entscheidet der Vorstand.
(3) Die Ablehnung eines Aufnahmegesuchs ist dem Bewerber ohne Nennung von Gründen schriftlich mitzuteilen.
(4) Mit Erwerb der Mitgliedschaft erkennt das Mitglied die Bestimmungen der Satzung in ihrer jeweils gültigen Fassung als verbindlich an und verpflichtet sich, die Zwecke des Vereins zu unterstützten, die festgesetzten Mitgliedsbeiträge fristgemäß zu entrichten sowie die Anordnungen des Vorstands und die Beschlüsse der Mitgliederversammlung zu respektieren.
(5) Alle Mitglieder haben das Recht, an den Mitgliederversammlungen teilzunehmen, Anträge zu stellen und ihr Stimmrecht auszuüben.
(6) Die Mitgliedschaft endet durch Tod des Mitgliedes, seinen Austritt oder Ausschluss und dem Verlust der Rechtsfähigkeit bei juristischen Personen. Die Mitgliedschaft ist nicht übertragbar.
(7) Der Austritt ist mit einer Frist von drei Monaten zum Ende eines Kalenderjahres möglich. Er erfolgt durch schriftliche Erklärung gegenüber einem Mitglied des Vorstands. Mit Beendigung der Mitgliedschaft erlöschen alle mit der Mitgliedschaft verbundenen Ansprüche, unbeschadet des Anspruchs des Vereins auf bestehende Forderungen.
(8) Der Ausschluss eines Mitgliedes ist möglich, wenn das Mitglied ohne stichhaltige Begründung länger als drei Monate mit seiner Beitragszahlung im Rückstand ist oder das Mitglied die Interessen des Vereins in erheblichem Maße geschädigt hat.
(9) Den Ausschluss beschließt der Vorstand mit einfacher Stimmenmehrheit und teilt dies dem betreffenden Mitglied schriftlich mit. Gegen den Ausschluss kann das Mitglied innerhalb eines Monats nach Zugang des Ausschlussschreibens schriftlich an die Mitgliederversammlung Berufung einlegen. Diese entscheidet mit einfacher Mehrheit endgültig. Bis zum Abschluss des vereinsinternen Verfahrens ruhen sämtliche Rechte des Mitglieds.
(10) Mitglieder können auf Vorschlag des Vorstands für langjährige Verdienste oder außergewöhnliche Leistungen zu Ehrenmitgliedern ernannt werden.

§ 6
Organe

Die Organe des Vereins sind die Mitgliederversammlung und der Vorstand.

§ 7
Mitgliederversammlung

(1) Die Mitgliederversammlung ist das oberste Organ des Vereins. Ihre Beschlüsse sind für alle Mitglieder und Organe bindend.
(2) Die Mitgliederversammlung wird vom Vorstand einmal jährlich oder bei Bedarf einberufen. Außerdem ist die Mitgliederversammlung einzuberufen, wenn es von mindestens einem Drittel der Mitglieder schriftlich unter Angabe des zu beratenden Gegenstandes verlangt wird.
(3) Die Einladung zur Mitgliederversammlung erfolgt mit einer Frist von mindestens zwei Wochen schriftlich unter Mitteilung der Tagesordnung, in dringenden Fällen von sieben Tagen, wobei der Tag der Einladung und der Versammlung nicht zählen.
(4) Soweit die Satzung nicht eine qualifizierte Mehrheit vorsieht, werden Beschlüsse der Mitgliederversammlung mit der einfachen Mehrheit der erschienenen Mitglieder gefasst. Eine Stimmübertragung ist nicht zulässig. Juristische Personen können sich durch vertretungsberechtigte Personen vertreten lassen.
(5) Nichtmitglieder können ohne Stimmrecht an der Mitgliederversammlung teilnehmen. Über die Zulassung entscheidet die Mitgliederversammlung.
(6) Die Mitgliederversammlung beschließt insbesondere über
    - die Wahl und die Abberufung der Mitglieder des Vorstandes,
    - die Wahl von zwei Kassenprüfern,
    - die Ernennung von Ehrenmitgliedern,
    - den Ausschluss von Mitgliedern,
    - die Höhe der Mitgliedsbeiträge,
    - die Genehmigung der Jahresrechnung,
    - die Entlastung des Vorstands,
    - die Feststellung des Haushaltsplanes.
(7) Über die Beschlüsse der Mitgliederversammlung ist eine Niederschrift anzufertigen. Sie ist vom Leiter der Versammlung und vom Schriftführer zu unterzeichnen. Sie gilt als genehmigt, wenn ihr nicht binnen eines Monats schriftlich widersprochen wird.

§ 8
Vorstand

(1) Der Vorstand besteht aus dem/der Vorsitzenden und dem/der Stellvertreter/in, der/dem Schatzmeister/in und der/dem Schriftführer/in sowie bis zu drei Beisitzern.

(2) Er wird für die Dauer von drei Jahren gewählt, eine Wiederwahl ist zulässig. Wählbar sind nur Mitglieder des Vereins. Geborene Vorstandsmitglieder sind der/die jeweilige Oberbürgermeister/in der Stadt Gelsenkirchen sowie der/die Präsident/in der Stadt Allenstein/Olsztyn.
(3) Scheidet ein Vorstandsmitglied vorzeitig aus, ergänzt sich der Vorstand selbstständig und legt der nächsten Mitgliederversammlung die Ergänzung zur Bestätigung vor. Mit Beendigung der Mitgliedschaft im Verein endet automatisch auch das Amt als Vorstand.
(4) Der Vorstand hat die Aufgaben des Vereinsvorstands nach § 26 BGB. Er vertritt den Verein gerichtlich und außergerichtlich durch zwei seiner Mitglieder, von denen eines der/die Vorsitzende oder sein/e Stellvertreter/in sein muss.
(5) Der Vorstand führt die Geschäfte des Vereins unter Beachtung der Gesetze und dieser Satzung. Ihm sind alle Aufgaben übertragen, die nicht in die Zuständigkeit anderer Vereinsorgane fallen. Er kann sich der Beratung von Fachleuten bedienen.
(6) Jährlich finden mindestens zwei Vorstandssitzungen statt, die vom Vorsitzenden oder dessen Stellvertreter/in einberufen werden. Der Vorstand ist beschlussfähig, wenn mindestens vier Mitglieder anwesend sind.
(7) Über die Sitzungen ist eine Niederschrift anzufertigen, die von dem/der Schriftführer/in zu unterzeichnen ist. Sie wird allen Mitgliedern des Vorstandes übersandt und gilt als genehmigt, wenn ihr nicht binnen eines Monats schriftlich widersprochen wird.

§ 9
Satzungsänderung, Auflösung des Vereins

(1) Für Beschlüsse über eine Änderung der Vereinssatzung und die Auflösung des Vereins ist eine Mehrheit von zwei Dritteln der erschienenen Mitglieder erforderlich.
(2) Bei Auflösung des Vereins oder bei Wegfall steuerbegünstigter Zwecke fällt das Vermögen des Vereins an die Bürgerstiftung Gelsenkirchen, die es unmittelbar und ausschließlich für gemeinnützige Zwecke zu verwenden hat.
(3) Beschlüsse über Satzungsänderungen oder die Auflösung sind auch dem zuständigen Finanzamt mitzuteilen. Bei Satzungsänderungen, die den Zweck des Vereins betreffen, ist zuvor eine Stellungnahme des Finanzamts zur Steuerbegünstigung einzuholen.

§ 10
Geschäftsjahr und Inkrafttreten

(1) Das Geschäftsjahr ist das Kalenderjahr.
(2) Vorstehende Satzung wurde von der Mitgliederversammlung am xx. September 2023 beschlossen und tritt mit Eintrag in das Vereinsregister in Kraft.

Impressum

Herausgeber
Stadtgemeinschaft und Stiftung Allenstein
Vattmannstraße 11, 45879 Gelsenkirchen
Vorsitzender: Gottfried Hufenbach, Danziger Str. 12, 53340 Meckenheim

E-Mail: StadtAllenstein@t-online.de und stiftung-allenstein@t-online.de

Homepage: www.StadtAllenstein.de

Heimatmuseum „Der Treudank“: www.heimatsammlungen.de
Besuchen Sie unser Heimatmuseum auf einem virtuellen Rundgang. Wandern Sie durch die Ausstellung und schauen sich ausgewählte Objekte aus der Nähe an. Lernen Sie besondere Ereignisse in der Geschichte der Stadt oder die Odyssee des Goldenen Buches kennen.

Spendenkonto
Volksbank Ruhr Mitte, IBAN DE79 4226 0001 0501 0259 00, BIC GENODEM1GBU

Auflage
1300 Exemplare

Herstellung
DCM Druck Center Meckenheim